<36631977230016

<36631977230016

Bayer. Staatsbibliothek

8° L. gen. 93ka

[Tiedemann]

O.e 530.

Bibl. Gott. Univ.
L. I. C. I.
[?]t. I. Linguar. Origo.
Pg. 6.

Dav. Tiedemann.

Versuch
einer Erklärung
des
Ursprunges
der Sprache.

Riga
bey Johann Friedrich Hartknoch 1772.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Die Frage von dem Ursprunge der Sprache ist bereits vom Epikur und nach ihm vom Lukretz behandelt worden, obgleich nicht in ihrem ganzen Umfange. Lukretz sagt nur, daß wie die Thiere, so auch die Menschen bey gewissen Gelegenheiten Töne hervorbringen, daß aus diesen Tönen endlich die Sprache entstanden sey, daß die Worte nicht von einem allein, sondern von verschiedenen Menschen erfunden sind. Wie die verschiedenen Theile, die eine Sprache ausmachen, erfunden sind, wie nach und

nach Ordnung in die Sprache gekommen ist, und aus welchen Ursachen alles dieses geschehen ist, davon berühret er nichts.

Diejenigen, die für die Vorzüge der neuern Weltweisheit eingenommen sind, ohne sich um die Geschichte der ältern bekümmert zu haben, werden sich wundern, daß eine Frage, die erst in unsern Zeiten aufgeworfen zu seyn scheinet, schon so alt ist. Ueberhaupt trifft man in der Weltweisheit fast keine etwas erhebliche Frage an, die die Alten nicht schon berühret, und davon eine Auflösung gegeben haben. Nach den Auszügen ihrer Systeme zu urtheilen, sollte man glauben, daß es sehr trocken um ihre Philosophie müsse ausgesehen haben. Liest man hingegen ihre Meynungen nebst ihren Beweisen in den Alten selbst: so erscheinen sie in einem ganz andern Lichte, und an statt sie zu verachten oder ihre

Kenntniß für überflüßig zu halten, wird man mit der grösten Hochachtung für ihre Scharfsinnigkeit erfüllet, und man wundert sich oft, sehr vieles, was man für neu, und erst kürzlich erfunden hielte, schon von den Alten entdeckt zu sehen. Es ist wahr, man trifft manchmal lächerliche und ungereimte Gedanken bey den Alten an, aber hat nicht auch die neuere Weltweisheit ihre lächerlichen und ungereimten Seiten? Mallebranchens Säze, daß wir alles in Gott sehen, daß kein Cörper den andern durch sich selbst bewegen könne, Cartesens Thiere ohne Seele, Thomasens leuchtender und warmer Geist, geben den Gedanken der Alten an Ungereimtheit nichts nach.

In den neuern Zeiten hätte man sich eben nicht sehr um den Ursprung der Sprache bekümmert, wenn nicht Rousseau,

seau, Maupertuis und Süßmilch die Geister wieder auf ihn aufmerksam gemacht hätten. Dieser letztere hat insonderheit durch seinen Beweis, daß die Sprache ihren Ursprung nicht vom Menschen haben könne, die Frage verwickelter gemacht, und eben dadurch die Neugierde der Wißbegierigen um desto mehr erreget.

Man verlanget von einem Schriftsteller, daß er nicht bekannte und alltägliche Dinge sagen soll, sondern durch den Reitz des Neuen die Gemüther der Leser aufmerksam erhalten, und unterrichten. Diese Frage hingegen ist alt, und ihre Beantwortung ist es gleichfalls. Man verlangt ferner von einem Schriftsteller, daß er durch eine zierliche und anmuthige Schreibart vergnüge. Diese Materie hingegen ist abstrakt und von aller Empfindung weit entlegen. Ueberdem ist es schwer, auf den

Fußstapfen so vieler großen und berühmten Männer einherzugehen, da man befürchten muß, daß diese die Sache gründlicher und besser abgehandelt haben, oder auch daß man die Gemüther der Leser schon vorbereitet, und folglich desto schwerer zu überzeugen finden wird. Ueberhaupt ist es gefährlich, gegen oder mit berühmten Leuten zu schreiben, von denen man das sagen kann, was Lucan vom Pompejus spricht, daß sie einer alten Eiche gleichen, die, ob sie gleich aller Wurzeln beraubt ist, sich dennoch durch ihr eigen Gewicht aufrecht erhält. Was ein berühmter Mann spricht, wäre es auch gleich nicht bewiesen, macht mehr Eindruck als alle Beweise eines unbekannten.

Alle diese Hindernisse würden mich abgehalten haben, diesen Gegenstand zu behandeln, wenn ich nicht zu dem aufgeklär-

ten und von aller Partheylichkeit und Sektirerey entfernten Geiste meiner Mitbürger das Zutrauen hätte haben müssen, daß sie nicht nach vorgefaßten Meynungen, oder angenommenen Grund-Sätzen, sondern nach der Beschaffenheit der Sache selbst, und ihrer Ausführung urtheilen würden. Vielleicht bin ich so glücklich, die Frage aus einem andern Gesichts-Punkte angesehen und ausführlicher behandelt zu haben. Meine Leser werden nach folgendem kurzen Abrisse dieser Abhandlung entscheiden, in wie weit ich mir hierin geschmeichelt habe.

Der Ursprung der Sprache, oder ihre Entstehungs-Art, oder, bestimmter zu reden, die Art und Weise, wie die Sprache von Menschen hat können erfunden werden, und wie sie wahrscheinlicher Weise

se ist erfunden worden, ist der Gegenstand dieser Abhandlung.

Kann man die Entstehungs-Art der Sprache erklären, wenn man nicht weiß, was sie ist? Kann man überhaupt den Ursprung irgend einer Sache deutlich machen, wenn man von ihr keinen Begriff hat? Nein. Also muß ich erstlich zuerst die Eigenschaften und Beschaffenheiten der Sprache aus einander zu setzen suchen. Aber was eine Sprache ist, das weiß man ja, oder man kann es ja in einer kurzen Erklärung sagen, wozu eine weitläuftige Abhandlung von der Sprache? Wir reden alle eine Sprache, allein daraus folgt noch nicht, daß wir auch die innere Beschaffenheit der Sprache, ihre Theile, und den Zusammenhang der Theile, nebst ihrer Absicht, einsehen. Wir lernen die Spra-

che, ehe wir denken, und wenn wir schon denken können, sind wir zufrieden sie zu reden, ohne sie zu studieren. Allein eine kleine Erklärung wird ja hinlänglich seyn, einen deutlichen Begriff von der Sprache zu geben! Eben so wenig als der Umriß eines Gemähldes alle einzelne Schönheiten darstellen, und von dem ausgemahlten Gemählde eine Vorstellung erregen kann. Wie glücklich wären die Weltweisen, wenn eine Erklärung den Umfang und alle Eigenschaften und Beschaffenheiten eines Gegenstandes hinlänglich darstellte! Man brauchte alsdenn keine weitläuftige Abhandlungen, und Wolf hätte an statt einer Metaphysik, die einen Octavband ausmacht, nur eine Erklärung, die keine Octavseite ausmachen kann, schreiben dürfen.

Vorrede.

Nachdem nun vorher die Natur der Sprache erklärt ist, muß auch ihr Ursprung dargestellet werden. Also zerfällt diese Abhandlung natürlicher Weise in zween Theile.

Im ersten werden die Eigenschaften, Beschaffenheiten, die Theile, nebst ihrem Gebrauche, die man in einer Sprache überhaupt betrachtet, oder vielmehr, die man in einer Sprache, wenn sie hinreichend seyn soll unsere Gedanken auszudrücken, antrifft, abgehandelt. Es würde erfordert, daß man alle Sprachen, die je gewesen sind, und noch sind, könnte, wenn man alles nach einer mathematischen Genauigkeit bestimmen wollte. Allein dies ist ohne Zweifel zu viel gefordert. Giebt es denn keinen kürzern Weg? Wenn man Regeln von einem schönen Gedichte geben, und dessen Natur aus einander setzen will:

so

so richtet man sich nicht nach allen Gedichten, die je gewesen sind, sondern man zieht aus denenjenigen, die von Leuten von Geschmack und Verstand für die besten gehalten werden, die Sätze von der Natur desselben, und seine Regeln ab. So hat es Aristoteles gemacht, und so machen es unsere Schlegels und Ramlers noch jetzo. Was hindert uns diese Methode auch bey der Sprache anzuwenden? Die Europäischen Sprachen, die zum Theil jetzt noch sind, zum Theil auch schon todt sind, werden von allen für die gebildesten und brauchbarsten gehalten. Wir wollen also sie zum Muster wählen, und nach ihnen die Eigenschaften einer Sprache überhaupt, wenn sie schön und nützlich seyn soll, bestimmen. Ohne mein Erinnern wird man schon eingesehen haben, daß ich unter die Europäischen Sprachen nicht die Lappländische und andere erfrorne Mund-Arten

verstehe,

verstehe, sondern nur die, die man die galanten Sprachen zu nennen pfleget.

Um den Erklärungen, die ich von den Eigenschaften der Sprache gebe, desto mehr Licht und Wahrscheinlichkeit zu geben, habe ich zugleich die Meynungen einstimmiger Schriftsteller angeführt. Dies dient auch zugleich dazu, daß der Leser in den Stand gesetzt wird, ohne Nachsinnen das, was mir gehört, von dem Gute anderer zu unterscheiden. Vor Wiederlegungen habe ich mich so viel möglich gehütet, theils weil eben keine sonderliche Scharfsinnigkeit dazu gehört, Fehler zu entdecken, theils weil die Fehler es nur in meinen Augen seyn konnten, und theils weil es einen dogmatischen Stolz anzuzeigen scheint, der nur allein richtig und wahr will gedacht haben.

Vorrede.

Nachdem nun im ersten Theile von der Sprache selbst das nöthigste ist beygebracht worden: so wird im andern ihre Entstehung erklärt. Hierbey kommt zuerst die Frage vor: ist es möglich, daß eine Sprache von Menschen, die noch unwissend waren, hat können erfunden werden? Herr Süßmilch hat mit scharfsinnigen Gründen ihre Verneinung unterstützet. Ich wage es, die bejahende Antwort anzunehmen, sie mit Gründen gleichfalls zu unterstützen, und überlasse es dem Urtheile des unpartheyischen Lesers zu entscheiden, welche von beyden Antworten die meiste Wahrscheinlichkeit hat.

Hierauf wird gezeigt, wie die Menschen die Sprache allmählig ausgearbeitet, Ordnung und Zusammenhang darin eingeführt und sie vollkommen gemacht haben.

Vorrede.

Dies wird ohngefähr der Haupt-Innhalt dieser Abhandlung seyn. Ob das alles, was gesagt werden wird, wahr seyn mag? Ich bitte den Leser, zu untersuchen, und zu urtheilen. Was mich betrifft: so bin ich sehr weit entfernt, alles für unumstößliche Wahrheiten auszugeben. Wir haben zu wenig historische Nachrichten von den Sprachen, die noch ganz roh sind, und von der Art, wie sie sich allmählig ausbilden. Wir haben noch zu wenig philosophische Untersuchungen über besondere Sprachen, worinn von allen ihren Beschaffenheiten, Regeln und Gesetzen ein richtiger Grund angegeben würde. Wir haben ferner noch keine Vergleichungen zwischen dem Zustande, und dem Genie der verschiedenen Völker, und ihren Sprachen. Der Mangel dieser Kenntnisse entzieht uns eine Menge fruchtbarer und nützlicher Lehrsätze und Erfahrungen.

Ich

Vorrede.

Ich wünsche nichts mehr, als daß ich die Wahrscheinlichkeit nicht ganz möge verfehlet haben, und daß ich so glücklich seyn möge, Anlaß zu weiterer Bearbeitung dieses Gegenstandes zu geben.

Erster Theil,

von

der Sprache.

Einleitung.

Um von der Sprache einen deutlichen und vollständigen Begriff zu erlangen, muß man wissen, was sie ist, und welche Beschaffenheiten ihr zukommen, wenn man sie als ein Ganzes betrachtet.

Dies ist aber noch nicht hinlänglich. Die Sprache besteht aus verschiedenen Theilen, durch deren Verbindung und Zusammensetzung sie erst zur Sprache wird. Auch diese muß man kennen.

Nach diesem Leitfaden werde ich mich auch in dieser Abhandlung von der Sprache richten müssen, wenn es wahr ist, daß man sich im Schreiben derjenigen Ordnung unterwerfen soll, die der Gang des menschlichen Geistes und die Natur der Sache vorschreiben. Ich werde daher diesen Theil in zween Abschnitte theilen, und im ersten von der Sprache, als ein Ganzes betrachtet, und den Eigenschaften, die ihr als ein solches zukommen können, handeln.

Was ist eine Sprache, und was hat man bey diesem Worte zu denken? Dies ist die erste Frage, die hier entsteht, und die zuerst beantwortet werden muß, um alle Zweydeutigkeit und allen Mißverstand zu heben.

Das

Das erste Hauptstück giebt die Beantwortung dieser Frage.

Eine Sprache muß aus etwas bestehen, sie muß, um metaphysisch zu reden, eine gewisse Materie haben. Diese will und muß man kennen. Das andere Hauptstück verspricht hievon Kenntniß zu geben, indem es von den Wörtern handelt, die die Materie der Sprache sind.

Die Sprache ist nicht umsonst da, sie dient zu etwas, sie hat eine gewisse Absicht, die sie erreichen soll. Kennt man die: so kann man von ihr erst ein gegründetes Urtheil fällen, in wie fern sie gut oder schlecht ist. Das dritte Hauptstück bestimmet diese Absicht.

Nun fragt sich, durch welche Mittel, und auf welche Art erreicht die Sprache diese Absicht? Dies geschieht durch allgemeine Ausdrücke, wovon das vierte Hauptstück, durch

besondere, wovon das fünfte, durch Reichthum, wovon das sechste, durch Zierlichkeit, wovon das siebente, durch Biegsamkeit, wovon das achte, und endlich durch Deutlichkeit, wovon das neunte Hauptstück handelt.

Diese Ausdrücke kommen sehr oft im gemeinen Leben und in Schriften vor. Aber ich zweifele sehr, daß man durchgängig davon einen zulänglichen Begriff hat, wenigstens haben die Gelehrten bisher sich noch keine sonderliche Mühe gegeben sie zu erklären; sondern sich mit der bloßen Empfindung begnüget. Man wird richtiger von den Sprachen und ihren verschiedenen Graden der Vollkommenheit urtheilen können, wenn man diese Begriffe aufzuklären sich bemühet. Selbst Gottsched, so ein großer Sprachkenner er auch war, hat diese Dinge nur obenhin berühret, vermuthlich weil er sie nicht für wichtig genug hielt, ihnen eine ausführlichere Abhandlung zu wiedmen.

Der

Der andere Abschnitt betrachtet die Theile der Sprache und ihre Beschaffenheiten. Diese Theile sind aber nicht in allen Sprachen dieselben, sie haben auch nicht in allen Sprachen dieselben Beschaffenheiten. Wenn es wahr ist, was ein gewisser Reisebeschreiber erzählt hat, daß es ein Volk giebt, dessen Sprache nur aus 24 Worten besteht: so kann diese ohnmöglich alles das in sich enthalten, was wir in unsern finden, worinn, wenn man alle Unter-Abtheilungen mit rechnen will, man wol so viel besondere Arten von Wörtern antreffen kann. Auf welche Art sind also diese Theile zu bestimmen? Es ist oben schon gesagt, wenn man auf die gebildetsten Sprachen sieht. Denn von diesen kann man zuverläßig behaupten, daß sie alles in sich enthalten müssen, was einer Sprache zukommen muß, wenn sie vollkommen verständlich seyn soll. Verbindet man mit dieser Art der Erfahrung die Theorie, und untersucht nach Grund-Sätzen, die aus der Natur des menschlichen Geistes genom-

men sind, warum diese Theile da sind, und wozu sie dienen: so wird die Ueberzeugung von ihrer Unentbehrlichkeit noch größer, indem sich Erfahrung und Theorie die Hand bieten.

Ferner, wenn wir von der Sprache überhaupt reden: so ist nicht die Frage, wie sie bey diesem oder jenem Volke beschaffen ist, sondern wie sie beschaffen seyn soll. Der Künstler, der die Eigenschaften einer Uhr erklären will, muß nicht auf die Uhren sehen, die damals gemacht wurden, als die Kunst, sie zu verfertigen, erst erfunden ward; er muß vielmehr solche Werke zu seinem Muster nehmen, als das neulich erfundene Harrisonsche seyn soll; als welches der Absicht einer Uhr am nächsten kommt. Aus eben diesem Grunde sind wir jezt berechtigt, uns nach den besten Sprachen zu richten, und nach ihnen die Eigenschaften und Beschaffenheiten einer Sprache festzusetzen. Und obgleich eine Sprache, wenn man bloß auf die wirklichen

Sprachen sieht, keine wesentlichen Eigenschaften hat, weil verschiedene Beschaffenheiten, die sich in der einen finden, in der andern mangeln: so hat sie doch welche, wenn man ihre Absicht in Betrachtung zieht, auf die hier alles ankommt.

Die Theile, die man in den gebildetsten Sprachen antrifft, sind das Nennwort, das Vorwort, das Zeitwort, das Bestimmungswort, und die Wortfügung. Jedem von diesen wird ein besonderes Hauptstück gewiedmet werden.

Man wird mich fragen, warum ich nicht die lateinischen Nahmen dieser Redetheile beybehalten habe, weil sie allgemeiner verstanden werden. Es schien mir unschicklich zu seyn, in einer deutschen Rede lateinische Worte zu mischen, da wir schon gute deutsche haben, die eben das anzeigen. Ueberdem ist die Bemühung, sich diese Worte bekannt zu machen, sehr klein, und um sie noch mehr zu erleichtern, werde

ich in der Abhandlung selbst die lateinischen Nahmen dabey setzen.

Es kann hier noch der Zweifel entstehen, ob man die Wortfügung als einen Theil der Sprache ansehen darf, da sie eigentlich ein Theil der Sprachlehre zu seyn scheinet. Wenn man alles dasjenige als einen Theil einer Sache ansehen darf, ohne welches die Sache selbst nicht bestehen kann: so muß auch die Wortfügung ein Theil der Sprache heißen können. Denn man wisse alle Worte einer Sprache, alle ihre Abänderungen, man kenne aber die Wortfügung nicht: so wird man nicht im Stande seyn, die Sprache zu verstehen oder zu reden.

Erster

Erster Abschnitt,
Erstes Hauptstück.

Erklärung des Wortes Sprache.

Das Wort Sprache hat eben das Schicksal, das so viele Worte in jeder Sprache haben, daß es verschiedene Bedeutungen hat. Die weitläuftigste und allgemeinste davon ist, daß es einen jeden Ausdruck der Gedanken anzeigt. In dieser Bedeutung nennt man die algebraischen Zeichen eine Sprache, ob sie gleich keine Sprache sind, die man reden kann. In dieser Bedeutung nannte

Leibnitz seine Charakteristik, oder seinen allgemeinen philosophischen Real-Calculum, wovon wir jezt nur unvollständige Nachrichten haben, wenn nicht in der Bibliothek zu Hannover noch Handschriften davon vorhanden sind, gleichfalls eine Sprache. In eben dieser Bedeutung gebrauchte auch Leibnitz das Wort, wenn er von einer Sprache der Töne redet, a) die man erfinden könnte. Ob diese Art der Sprache sich erfinden ließe, das will ich nicht entscheiden. Hieher gehört auch diejenige Art des Ausdrucks, dessen sich die Kinder zum Scherz zu bedienen pflegen, wenn sie einen jeden Finger in der Hand nach seiner Stellung einen gewissen Buchstaben andeuten lassen. Wer ein mehreres von ähnlichen künstlichen Sprachen zu wissen begierig ist, der kann beym Bilfinger de philos. moral. Sinensium eine ausführlichere Nachricht davon finden.

Diese

a) *Leibnitz* Oeuv. phil. liv. 3. ch. 1. Il faut considerer aussi qu'on pourroit parler c'est à dire se faire entendre par les sons de la bouche sans former des sons articulés, si on se servoit des tons de musique pour cet effet

Diese allgemeine Bedeutung würde sich zu der Absicht der gegenwärtigen Abhandlung nicht schicken, theils, weil der Ursprung und die Bildung solcher Sprachen eine bekannte Sache ist, theils auch, weil die Frage bloß solche Sprachen betrifft, die entweder würklich von Menschen sind geredet worden, oder auch noch jezt im Schwange gehen. Daher muß hier die engere, und auch im Reden gewöhnlichere Bedeutung angenommen werden, nach welcher das Wort Sprache eine Art seine Gedanken durch Töne auszudrücken, anzeigt, die in irgend einem Theile des Erdbodens entweder gebräuchlich gewesen ist, oder es auch noch jezt ist.

In allen Sprachen trifft man eine gewisse Anzahl Töne an, und man kann als gewiß annehmen, daß nie eine Sprache unter Menschen geredet worden ist, worinn keine Töne gewesen seyn sollten. Daß aber diese Töne nothwendig articulirt seyn müssen, gehört meines Erachtens nicht zum Wesen der Sprache. Man trifft in den vornehmsten Sprachen viele nicht articulirte Töne an, die Zwischenwörter (inter-

jectio-

jectiones) sind zulängliche Beweise davon. Daß aber die gröste Anzahl articulirt seyn muß, scheint allerdings nothwendig, weil man sonst an statt zu reden, singen müste, und ein solcher Gesang möchte wol sehr unverständlich werden.

Die Anzahl der Töne, die eine Sprache haben kann, läst sich als unendlich, im mathematischen Verstande, annehmen. Man kann daher von der Beschaffenheit und der Güte der Sprache, von dieser Seite betrachtet, nicht urtheilen.

Man findet ferner bey jeder Sprache, daß man diese Töne nicht so, wie etwan ein Vogel die seinigen, gebraucht, wenn er singet, oder daß man sie nur ausspricht, um die Zunge zu bewegen; sondern daß mit jedem von ihnen eine gewisse Vorstellung in der Seele verbunden ist. Von einem, der viele Töne, sie mögen articulirt seyn oder nicht, ausspricht, ohne etwas dabey zu denken, sagt man, daß er plappert, nicht aber, redet. Von diesen Tönen können Kinder, die noch keine

Spra-

Sprache verstehen, oft ganze Reihen, mit ziemlicher Abwechselung der Aussprache, hervorbringen, dies nennet man nicht reden, wenn es nicht mißbrauchsweise geschieht. Ein Schall also, mit dem eine gewisse Vorstellung in der Seele verknüpft ist, ist ein wesentlicher und nothwendiger Theil einer Sprache.

Dies scheint aber noch nicht hinlänglich zu seyn, den ganzen Begriff der Sprache zu erschöpfen. Man setze einen Menschen, der eine ganze Reihe solcher Töne hervorbrächte, auch würklich etwas dabey dächte, der aber von keinem andern Menschen könnte verstanden werden, auch niemals wäre verstanden worden: so zweifle ich sehr, daß man sein Geplapper eine Sprache nennen würde. Hieraus erhellet, daß es auch zu einer Sprache erfordert werde, daß man sich der Töne bediene, um andern seine Gedanken bekannt zu machen, und daß andere Menschen ähnliche Vorstellungen mit denselben Tönen verbinden.

Eine

Eine nach diesen Bemerkungen verfertigte Erklärung der Sprache würde ohngefähr so aussehen: Die Sprache ist ein Innbegriff, eine Sammlung von Tönen, durch deren Verbindung und Folge auf einander man sich seine Gedanken einander mittheilt. **Hobbes** giebt eine Erklärung von der Sprache, die mit dieser ziemlich genau übereinstimmt. b)

Ob diese gegebene Erklärung bestimmt und richtig ist? dafür kann ich nicht stehen, mir ist sie es wenigstens. Nicht alle denken bey denselben Worten dasselbe. Es giebt gewisse Nebenvorstellungen, die entweder von der Erziehung, oder von dem Lesen, oder auch von dem Umgange herrühren, welche machen, daß ein Wort bey verschiedenen verschiedene Vorstellungen erreget, ob sie gleich in der Hauptsache übereinstimmen. Daher kommt es, daß ein Wort dem einen nachdrücklich scheint, welches

b) *Hobbes* de hom. cap. 10. §. 1. Sermo, siue oratio est vocabulorum contextus arbitrio hominum constitutorum ad significandam seriem conceptuum earum rerum, quas cogitamus.

ches der andere für matt erklärt. Eben diese Vorstellungen sind es auch, die den Weltweisen die mühsamsten und künstlichsten Erklärungen am öftersten verderben. Brunus mag bey seiner Beschreibung von Gott, c) den er die Einheit, die Quelle aller Zahlen, die Einfachheit aller Größe und Zusammensetzung, die Substanz und Vortrefflichkeit über alle Maaße, unzählbar, unendlich nennet, sich wol Gott sehr groß und richtig vorgestellet haben. Allein er kann es mit Recht keinem verdenken, der aufrichtig genung ist zu gestehen, daß er bey dieser Beschreibung das unendliche Wesen ganz verkennet, und wenn er das Wort Gott vom Anfange der Erklärung wegnimmt, gar nicht weiß, wovon die Rede seyn soll. Diese Worte konnten nach seiner Denkungs-Art und seinem System einen ganz guten Verstand haben, aber sie haben ihn nicht nach der Denkungs-Art anderer Menschen. Eben dieses Schicksal scheint mir auch eine

c) *Brunus* de minimi existent. Deus est monos, omnium numerorum fons, simplicitas omnis magnitudinis et compositionis, substantia et excellentia super omne momentum, innumerabile, immensum.

eine Demokritische Erklärung der Zeit zu haben, die eine Erscheinung, die mit dem Tage und mit der Nacht eine Aehnlichkeit hat, genennet wird. d) Man wird alle Mühe haben, an diesem Charakter die Zeit zu erkennen, Demokrit aber erkannte sie daran. Aus diesen und unzähligen andern Beyspielen, die die philosophische Geschichte aufweiset, schließe ich, daß es sehr unbillig seyn würde, wenn ich meine Erklärung der Sprache als die einzige richtige ansehen oder dafür ausgeben wollte. Ich überlasse es der Scharfsinnigkeit des Lesers, sie zu prüfen, und dasjenige hinzu zu denken, was er mangelhaftes daran entdecken wird.

d) *Sext. Empir.* p. 460. ed. Fabric. Democritus tempus dixit esse ἡμεροειδὲς καὶ νυκτοειδὲς φάντασμα.

Ande-

Anderes Hauptstück.

Von den Worten.

Die Worte sind die Materie einer Sprache, ihre verschiedene Zusammensetzung und Verbindung mit einander macht die Sprache aus. Ein Wort an sich, auch eine ganze Menge von Worten macht noch keine Sprache aus, eben so wenig, als ein unordentlich durch einander geworfener Steinhaufe eine Pyramide ausmacht. Aber so wie die Steine die Materie einer Pyramide genennet werden, so müssen auch die Worte die Materie der Sprache heißen.

Es fragt sich, was ein Wort ist. Man hat verschiedene Erklärungen von großen Männern davon, wir wollen eine nach unserer Art geben, ohne jedoch unsere Vorgänger eines Irrthums zu beschuldigen.

Ein jedes Wort ist ein Ton, ein Schall, aber kein bloß musikalischer, der mit dem Munde ausgesprochen wird. Dies bedarf wohl kei-

nes weitläuftigen Beweises. Ein geschriebenes Wort nennt man nicht deswegen ein Wort, weil es geschrieben ist, sondern weil es nach Anleitung der Schrift ausgesprochen wird. Die Hieroglyphischen Zeichen, deren sich ehedem die Egypter bedienten, und die noch jetzt bey den Wilden in Amerika gebräuchlich sind, die Noten in der Musik nennt man keine Worte; weil sie nicht ausgesprochen werden, ob man gleich den letztern um mehrerer Bequemlichkeit willen gewisse Buchstaben des Alphabets jezt zugeeignet hat, ehedem aber man sie durch gewisse Sylben bezeichnete.

Aber ist denn ein jeder Ton ein Wort? Ohne Zweifel nein. Das Brüllen gewisser Thiere, das Lallen junger Kinder, würde man auch Worte nennen müssen, wenn ein jeder Ton ein Wort wäre. Es gehört noch ferner zu einem Worte, daß dem Tone eine Vorstellung in der Seele des vorbringenden anhänge. Dieses haben Locke, Gottsched und Wolf sehr richtig eingesehen, und ihre Erklärungen eines Wortes darnach eingerichtet.

richtet. e) Doch scheint mir dieses noch nicht alle Zweydeutigkeit zu heben. Man sage einem ein Wort einer unbekannten Sprache, das er nicht versteht, er wird es gewiß für einen leeren Ton ansehen, und sich sehr bedenken, ihm den Namen Wort zu geben, weil er nicht wissen kann, ob derjenige, der es vorbringt, etwas dabey denkt, oder nicht. Daher muß man ein Wort in zweyerley Verhältnißen betrachten, um allen Mißdeutungen abzuhelfen.

Das erste Verhältniß betrifft denjenigen, der einen gewissen Laut vorbringet. In dieser Betrachtung kann man einen jeden Ton, mit dem eine bestimmte Vorstellung bey denjeni-

 gen,

e) Locke de l'entend. humain liv. 3. ch. 2. §. 1. Ainsi l'usage des mots consiste à être des marques sensibles des idées. Der Herr von Wolf folgt diesen Gedanken, wenn er spricht: (Vernünftige Gedanken von Gott §. 291.) Es sind demnach die Worte nichts als Zeichen der Gedanken. Die Gottschedische Erklärung stimmet vollkommen dem Sinne und dem Ausdrucke nach mit dieser überein. S. Gottscheds Sprachkunst, Theil 2. Hauptstück 1. §. 1.

gen, der ihn hören läst, anklebt, ein Wort nennen. Aber so wird ja auch das Geschrey der Thiere, wenn sie in Gefahr sind, oder ihre Gatten locken, zu einem Worte werden? Keinesweges, denn dies hat zwar eine Bedeutung, weil es von denen, die es hören, verstanden wird, es hängt ihm aber keine bestimmte Vorstellung an. Wenn ein Thier seinen Gatten ruft: so zeigt der Laut zugleich die Begierde, sich zu paaren, und den Wunsch, daß der Gatte kommen möge, an. Hier ist nicht eine bestimmte, sondern es sind viele Vorstellungen zugleich da. Ferner kann man nicht sagen, daß alle diese Vorstellungen klar in der Seele des Thieres liegen, sie sind vielmehr durch einander geworfen und verwirrt, wenn wir den Erfahrungen und Beobachtungen trauen dürfen, die scharfsinnige Männer über die Seele der Thiere angestellet haben. Endlich kann man auch nicht behaupten, daß die Thiere den Laut in der Absicht hervorbringen, daß andere ihn verstehen sollen, und daß sie vorher wissen, daß sie ihn verstehen werden; es ist vielmehr wahrscheinlich, daß gewisse Bedürfnisse ihnen gewisse Töne mechanisch abdringen,

welches

welches man auch bey kleinen Kindern und bey erwachsenen Menschen sieht, die unter gewissen Umständen gewisse Töne aussprechen, ohne vorher an ihre Bedeutung zu denken, oder ohne sie einmahl zu wissen; auch selbst alsdenn, wenn sie wissen, daß es ihnen nichts helfen wird. Diejenigen, die den Thieren eine Sprache zuschreiben, welches, wo ich nicht irre, schon Plutarch, nach ihm Sextus Empiricus und Montagne, und in den neuern Zeiten verschiedene andere gethan haben, mögen untersuchen, ob sie nach dieser Erklärung eines Wortes ihre Meynung noch behaupten können, und ob sie überhaupt das Wort Sprache nicht in einer gar zu unbestimmten und allgemeinen Bedeutung genommen haben.

Das andere Verhältniß, in dem man ein Wort betrachten kann, ist gegen denjenigen, dem man es vorbringt. Erregt ein Ton bey ihm eine bestimmte Vorstellung, und zwar diejenige, die der, welcher ihn aussprach, bey ihm zu erwecken, oder ihm mitzutheilen, sich vorgesetzet hatte: so wird er nicht anstehen können, diesen Ton ein Wort zu nennen. Ist aber dieses nicht: so kann man es ihm

 nicht

nicht verdenken, wenn er ihn bloß als einen leeren Ton ansieht.

Wenn man nach diesen Anmerkungen eine Erklärung eines Wortes verfertigen wollte: so würde sie so lauten müssen: ein Wort ist ein Schall, oder ein Ton, mit dem der ihn hervorbringende eine bestimmte Vorstellung verknüpfet, die er auch bey einem andern, gegen den man ihn vorbringt, zu erregen geschickt ist. Diese Erklärung ist freylich etwas weitläuftig, und nicht tüchtig, auswendig gelernt zu werden. Diejenigen, die viele Erklärungen untersucht haben, werden ohne Zweifel bemerket haben, daß gemeiniglich die Kürze der Deutlichkeit schadet. Denn je kürzer die Erklärung ist, desto allgemeiner müssen nothwendig die Worte seyn, aus denen sie besteht, weil sie sonst nicht vieles mit wenigem sagen könnten. Je allgemeiner aber die Ausdrücke sind, desto unbestimmter werden sie, desto mehr Zweydeutigkeiten und Mißverständnissen sind sie folglich unterworfen. Ist nun eine weitläuftige Deutlichkeit nicht besser, als eine dunkele Kürze? Wenn alle Leute so billig urtheilen wollten, als Socrates von dem fin-

stern

stern Heraclit, von dessen Buche er sagte, daß das, was er verstanden hätte, gut wäre, er glaubte daher, daß auch das, was er nicht begriffen hätte, so seyn würde: so möchte wol die dunkele Kürze besser seyn. Aber da man dieses heutiges Tages eben nicht zu besorgen hat: so kann man immer getrost zum Vortheile der weitläuftigen Deutlichkeit den Ausspruch thun.

Die fernern Beschaffenheiten eines Wortes ausfindig zu machen, kann man theils auf die Bedeutung, theils auf den Schall sehen, da die Vereinigung dieser beyden Theile ein Wort ausmacht.

Zuerst von der Bedeutung. Die Worte können nichts anders überhaupt bedeuten, als Dinge, die dem Menschen bekannt sind. Einer Sache, von der man gar keine Vorstellung hat, kann man auch keinen Nahmen geben, weil alsdann der Nahme nichts bedeuten, und folglich ein leerer Ton, das ist aber kein Nahme oder Wort, seyn würde. Die Sachen aber, die wir kennen, und davon wir Begriffe haben, lassen sich in Substanzen und ihre Ver-

änderungen und Verhältnisse eintheilen. Man nehme welche Sache man will, so ist sie entweder eine Substanz, oder sie ist auch eine Beschaffenheit derselben.

Nach dieser Abtheilung müssen zween Haupt-Arten der Worte seyn. Die erste zeigt die Substanzen selbst an, und die andere ihre Veränderungen, Eigenschaften, und andere Bestimmungen. Zu der ersten gehört bloß das Hauptwort (substantiuum). Zu der andern aber das Zeitwort (verbum), als welches eine Veränderung einer Substanz, das Beywort (adjectiuum), welches eine Eigenschaft und Beschaffenheit einer Substanz, und die Bestimmungswörter (particulae), die theils Beschaffenheiten des redenden selbst, theils auch die Substanzen, von denen geredet wird, bezeichnen. Gottsched ist einer andern Abtheilung gefolget b). Er nimmt drey Gattungen der Worte an, unter der ersten begreift er diejenigen, welche die Substanzen nebst ihren Eigenschaften anzeigen, unter der andern die-

jenigen,

b) Gottscheds Sprachkunst, Theil 2, Hauptstück 1. §. 2, 3, 4.

jenigen, welche die Wirkungen und Verände-
rungen der Substanzen andeuten, und unter der dritten diejenigen, die die verschiedenen Verhältnisse bezeichnen. Diese Abtheilung hat den Vortheil, daß sie mit der Eintheilung, die die Griechischen so wol als Lateinischen und andere Sprachlehrer den Worten gegeben haben, übereinkommt. Dagegen diejenige, der ich gefolget bin, ganz von den Geschlechtern, die die Grammatikern den Worten gegeben haben, abweicht, da selbst die andere Gattung keinen Nahmen hat. Ich überlasse es denenjenigen, welche die Regeln der Abtheilung inne haben, zu entscheiden, welche von beyden Eintheilungen vorzüglicher ist.

Diese beyden Arten der Worte sind jeder Sprache nothwendig, weil sie ohne sie nicht zureichend seyn würde unsere Gedanken auszudrücken, und verständlich zu reden. Man findet sie auch in jeder Sprache.

Die Beschaffenheit des Schalles giebt gleichfalls den Worten neue Beschaffenheiten. Denn

 ist

b) Gottscheds Sprachkunst Th. 2. Hauptst. 1. §. 2, 3, 4.

ist dieser ganz einfach, so daß es nur ein bloßer Laut, oder auch ein durch eine gewisse Bewegung der Zunge, der Lippen, der Zähne u. s. w. modificirter Schall ist: so nennt man das Wort einsylbig. Sind aber dieser Schälle mehr, die zusammen ein Wort ausmachen: so heist es vielsylbig.

Drittes Hauptstück.

Von der Absicht der Sprache.

Die Sprache wird zu etwas gebraucht. Das, wozu sie gebraucht wird, kann man ihre Absicht nennen, weil sie doch bloß um des Gebrauchs willen da ist. Er läst sich füglich in den Haupt- und Neben-Gebrauch eintheilen. Der erste begreift die Ursache in sich, warum überhaupt ein jeder Mensch die Sprache gebraucht, der andere aber diejenigen Vortheile, die so wol für einzelne Persohnen, als auch für das ganze menschliche Geschlecht aus diesem Haupt-Gebrauche zugleich entspringen.

Der Haupt-Gebrauch, oder die Haupt-Absicht der Sprache ist ohne Zweifel andern seine Gedanken zu erkennen zu geben, sie zu unterrichten, zu bitten, ihnen zu befehlen, mit ihnen zu berathschlagen, und sich zu vergnügen. Der Philosoph, der Dichter, der Redner, der Pöbel, alle, gebrauchen die Sprache in dieser Absicht. Dies lehren die Weltweisen, ein jeder giebt es zu a).

Der

a) *Locke* de l'entend. liv. 3. ch. 2. §. 2. Lorsqu'un homne parle à un autre, c'est afin de pouvoir etre entendu, et le but du langage est que ces sons ou marques, puissent faire connoitre les idées de celui qui parle, à ceux qui l' ecoutent.

Hobbes Leviath. c. 4. Alter (vsus sermonis) est, postquam multi eundem calluerunt sermonem, vt (ordine et connexione sua) alter alteri quid concipiunt, et de vnaquaque re cogitant, quidue etiam cupiunt, metuunt, significare.

Batteux Cours de B. L. tom. 3. part 2. sect. 4. Elles (les langues) ont toutes le meme but, qui est de peindre avec clarté et justesse (ces deux qualités comprennent toute la perfection du langage) dans les esprits de ceux qui ecoutent, ce qui est dans l'esprit de celui qui parle.

Der erste Nebenvortheil, der aus der Sprache entspringet ist der, daß wir unsere Gedanken besser behalten können b). Denn dadurch, daß wir genöthiget werden die Worte unserm Gedächtnisse einzuprägen, und sie oft zu gebrauchen, werden wir auch zugleich gezwungen die den Worten anklebenden Begriffe zu behalten. Wie unzählig viele Begriffe und Kenntnisse, würden nicht mit ihren ersten Erfindern wieder verloschen seyn, wenn man sie nicht durch die Sprache unter den Menschen gang und gäbe gemacht hätte, und eben dadurch ihrer Auslöschung zuvorgekommen wäre! Eine Sache, die man zum ersten mahle lieset, wenn man vorher nur wenig oder nichts davon gewust hat, vergist sich gleich, wenn man nicht sie oft wiederholet. Einen Gedanken, den man zum ersten mahle hat, vergist man eben so leicht. Das würde nicht geschehen, wenn gar keine Sprache wäre, da dieses zum Trotze

b) *Hobbes* l. cit. Primus ergo vſus nominum eſt, vt ſint pro notis ad memoriam.

Locke l. c. Comme les hommes ſe ſervent de ces ſignes ou pour enregitrer, ſi j'oſe ainſi dire, leurs propres penſées, afin de ſoulager leur memoire etc.

Trotze der Sprache geschieht. Hiezu kommt noch der große Vortheil, daß wir durch die Schrifft in den Stand gesetzt werden die Flüchtigkeit unserer Gedanken zu hemmen, und ihnen eine gewisse Art der Ewigkeit zu geben c). Dieser Vortheil scheint anfangs geringe zu seyn; aber wenn man überleget, wie unendlich die Kenntnisse durch die Schrift bereichert, verbessert, berichtiget, und ausgebreitet werden, und was wir für wilde Geschöpfe seyn würden, wenn wir nicht lesen und schreiben könnten: so sieht man dessen erstaunliche Größe erst recht lebhaft ein. Hätten wir nicht die Schriften der Griechen und Römer, wie würde es um unsere Philosophie, um unsere bürgerlichen Einrichtungen, und um alle die Wissenschafften, die zu unserm Nutzen und Vergnügen dienen, aussehen? Es ist wahr, manche finden ein Vergnügen daran ihre Scharfsinnigkeit dadurch zu zeigen, daß sie die Un-

c) *Hobbes* l. c. Vsus speciales sermonis sunt hi, primo quas cogitando rerum praeteritarum, vel praesentium causas esse reperimus, vel quae a rebus praesentibus vel praeteritis produci possunt, conscribere.

Unwissenheit erheben, selbst Rousseau, der doch die Vortheile der Wissenschafft an sich selbst hätte bemerken sollen, scheint sehr den Stand der alten Wildheit zu wünschen. Es ist auch nicht weniger wahr, daß wir vieler Uebel entübriget seyn würden, wenn wir keine Wissenschafften, keine Gelehrsamkeit hätten. Die Irrthümer, paradoxe, dem Staate und der Religion schädliche Lehrsätze würden nicht durch Schriften allgemein werden, man würde sich kaum einmahl unterstehen, an der Güte einmahl eingeführter und durch ihr Alterthum verehrungswürdig gemachter Sätze und Gebräuche zu zweifeln. Man würde zwar einfältig und ein wenig dumm, aber doch von ganzem Herzen ehrlich, zwar hart und unbequem, aber doch aufrichtig und ohne Mißtrauen seinen Tag dahin leben. Allein kommt denn auch alles, was man auf die Rechnung der Wissenschafften schreibt, von ihnen her? Das muß ja wol seyn; die Lacedämonier, und andere strenge Staatsverfassungen hatten sie ja verboten, Athen ward ja durch sie wollüstig und weichlich. Schöne Beweise! Als ob sich nicht alle diese herben Gesetzgeber könnten geirret haben, als ob

nicht

nicht auch das Persische Reich ohne Wissenschafften und ohne Gelehrsamkeit, und Lacedämon, ohngeachtet aller seiner Feindschaft gegen die Wissenschafften, zuerst weichlich geworden, und dann gefallen wären. Man wäge das Gute, das von der Gelehrsamkeit und den Wissenschafften herrühret, und das Böse, das man ihnen zuschreibt, wie ein anderer Jupiter, gegen einander ab, und denn urtheile man. Ich sollte beynahe glauben, daß die Schaale des Guten weit schwerer, als die andere seyn wird.

Der andere Neben-Vortheil, der aus der Sprache entspringet, ist der, daß wir durch sie in den Stand gesetzet werden unsere Gedanken zu vervielfältigen. Denn dadurch, daß wir die Gedanken unserer Vorgänger, und unsere eigenen behalten, werden wir geschickt gemacht durch ihre Zusammensetzung und Verbindung neue Gedanken hervorzubringen. Dieser Vortheil ist es, dem wir den Wachsthum unserer Kenntnisse und Wissenschafften zu danken haben; und dem wir endlich ihre gänzliche Vollkommenheit schuldig seyn werden, wenn es anders den Menschen erlaubt

ist, irgend eine Sache zu ihrer Vollkommenheit zu bringen.

Der dritte Vortheil, der aus der Sprache uns zufliest, ist der, daß wir durch sie unsere Gedanken zu verbinden, und in eine ordentliche Folge zu setzen geschickt gemacht werden. Daß ein Mensch ohne Sprache einzelne sinnliche Vorstellungen haben, daß er sich auch eine Art von Gemählde in seiner Einbildungskrafft entwerfen kann, welches gewisse Sätze in sich fast, das läst sich begreifen, aber daß er sollte ganze Reihen von Schlüssen, von zusammenhängenden Wahrheiten sich denken können, das ist unbegreiflich. Er hat keine allgemeine Begriffe, keine allgemeine Sätze, wodurch will er denn verbinden? Wenn auch dies nicht wäre: so wird er das erste schon vergessen haben, wenn er gegen das mittlere kömmt, folglich wird seine ganze Kette zerreissen, und er sich verwirren. Es wird ihm seyn wie einem träumenden, oder einem der am hitzigen Fieber krank liegt, der manchmahl ganz klug denkt und redet, der aber auch sogleich alles wieder vergist. Jetzt da wir Worte haben, die tief in unser Gedächtniß eingegraben

graben sind, erinnern wir uns bey den Worten der Gedanken. Daß wir also unsern Verstand gebrauchen können, daß wir unsere Vernunft mit erhabenen Wahrheiten unterhalten, unsern Witz mit angenehmen Dingen vergnügen können, dieses haben wir der Sprache zu danken. Ihrem Wohlthuer dem Einflusse sind wir noch jetzt alle die Erfindungen und Entdeckungen schuldig, die ein Euler und Kästner in der Mathematik, ein Helvetius und Feder in der Weltweisheit gemacht haben. Dieser Satz ist nicht neu, schon Hobbes hat ihn behauptet, wir werden hernach Gelegenheit haben, seiner noch einmahl zu gedenken, und Hobbes seinen Sinn aus einander zu setzen.

Der letzte wichtige Vortheil, den uns die Sprache verschaft, besteht darin, daß wir durch sie unsere Gedanken allgemein machen können. Man weiß, von welcher Wichtigkeit allgemeine Begriffe und Sätze, so wol in der Theorie, als in der Ausübung sind. Sie geben uns in der kürze Vorschriften, die wir auf alle Fälle anwenden können, da wir sonst bey jedem vorkommenden Falle von neuem

erst die Regel suchen müsten. Sie befördern unsere Einsicht in die Beschaffenheit der Dinge, indem sie sie abkürzen. Würden wir wol solche Begriffe und Sätze ohne Sprache haben können? Ich zweifele sehr. Leute, deren Sprache noch nicht sonderlich angebauet ist, die Wilden in Amerika, die Hottentotten in Afrika haben beynahe keine allgemeine, keine abstrakte Vorstellungen; bloß sinnliche Begriffe, bloß Sachen, die die Einbildungskraft rühren können, sind es, die den Vorrath ihrer Kenntnisse ausmachen. So weit haben sie es mit der Sprache gebracht, man nehme ihnen die, ihre Einsichten werden noch viel eingeschränkter werden, und es wird nichts als das sinnliche und was man sich in einem Bilde vorstellen kann, übrig bleiben. Allgemeine und abgezogene Begriffe haben dieses eigen, daß bey ihnen das Bild gänzlich wegfällt, daß bloß die beständigen Eigenschafften vieler einzelnen Dinge zusammengenommen, und daraus der allgemeine Begriff zusammengesetzt wird. Wird man ohne Sprache die Absonderung der Beschaffenheiten von den Substanzen machen können? Wird man sich die Eigenschafften jede besonders für sich vor-

stellen

stellen können? Und wenn auch dieses alles angienge, und man nun verschiedene Eigenschafften wirklich zusammengesetzt, und einen allgemeinen Begriff gemacht hätte; wie wird man ihn behalten? an welchem Zeichen wird man erkennen, welche und wie viel Eigenschafften zusammen gehörten, und zusammengehören sollten? Es bleibt also dabey, daß die Menschen ohne Sprache keine allgemeine Begriffe würden gebildet haben, und folglich auch keine allgemeine Sätze, weil diese aus allgemeinen Begriffen bestehen.

Viertes Hauptstück.

Von den allgemeinen Ausdrücken.

Die Sprachen haben allgemeine Ausdrücke, dies zeigt die Erfahrung. Was ist ein allgemeiner Ausdruck? In Ansehung des Schalles eines Wortes kann man einen allgemeinen Ausdruck von einem besondern nicht unterscheiden. Also liegt der Unterscheid nicht in dem Klange des Wortes, oder der Wörter, sondern in der Bedeutung. Ein allgemeiner

Ausdruck muß folglich eine allgemeine Sache anzeigen, das heist, etwas, das vielen Individuis gemein ist a). Die meisten Ausdrücke, deren man sich im Reden und Schreiben bedienet, sind allgemein.

Sie werden zu einer Sprache unumgänglich erfordert. Denn erstlich der Ausdruck muß sich nach unsern Begriffen richten, die er zu bezeichnen gemacht ist. Haben wir aber allgemeine Begriffe, und müssen wir sie haben: so müssen wir auch allgemeine Ausdrücke haben. Es geschieht nicht durch ein bloßes Ohngefähr, durch einen blinden Zufall, daß die Sprachen allgemeine Ausdrücke haben, es geschieht aus Ursachen, aus sehr dringenden Ursachen b).

Zwey=

a) *Hobbes* l. c. Alia autem nomina multis rebus sunt communia, vt homo, equus, arbor, nam vnumquodque eorum etsi vnicum sit, multarum tamen rerum particularium nomen est. Respectu autem eorum particularium vocatur vniuersale.

b) *Locke* de l'entend. l. 3. ch. 3. §. 1. La plus grande partie des mots, qui composent les diverses langues du monde, sont generaux, ce qui n'est pas arrivé

Zweytens welch ein erstaunliches und übermenschliches Gedächtniß würde nicht dazu gehören die unendliche Anzahl von Nahmen zu behalten, die der unendlichen Anzahl einzelner Dinge gleich kommen müste! c) Die Menschen begriffen die Schwäche ihres Gedächtnisses gar zu wohl, als daß sie es zu einer unmöglichen Sache hätten gebrauchen sollen. Es ist wahr, man hat Beyspiele von Leuten, deren Gedächtniß eine ganze Reihe von Versen, die sie einmahl hatten hersagen hören, behalten, und in eben der Ordnung, wie sie sie gehört hatten, behalten konnten. Der große Leibnitz ist gleichfalls ein Beyspiel eines außerordentlichen Gedächtnisses. Wenn man die Sprachen erwäget, die er verstand, die Genauigkeit, mit der er das gelesene behielt, wovon seine Theo-

 dicee

arrivé par negligence, ou par hazard; mais par raison et par necessité.

c) Si l'on a regardé comme un exemple d'une memoire prodigieuse que certains Generaux ayent pu appeller chaque soldat de leur armée par son propre nom: il est aisé de voir la raison pourquoi les hommes n'ont jamais tenté de donner des noms à chaque brebis etc. *Locke* l. c. §. 2.

dicee ein deutliches Beyspiel ist, und weswegen ihn auch Georg der erste sein lebendiges Wörterbuch nannte; so kann man kaum begreifen, wie ein einziges Gedächtniß so viele und so verschiedene Sachen fassen könne. Mithridat verstund, und redete 24 Sprachen. Allein wenn man auch alle diese Wunder des Gedächtnisses zusammen setzen wollte: so würde man doch noch kein solches heraus bringen, das alle Worte, die ein jegliches Individuum bezeichneten, behalten könnte.

Wollte man drittens jedem Individuo einen besondern Nahmen geben: so müste man sich auch die Kennzeichen, die eines von dem andern unterscheiden, bekannt machen. Diese Mühe würde unendlich seyn, denn wer kann alle Individua zählen? wer kann sie alle vergleichen? wer kann ihren Unterschied abziehen? Sie würde aber auch überflüßig und unnütz seyn. Denn unsere Kenntnisse würden zwar dadurch weitläuftiger, aber nichts gründlicher, nichts deutlicher, nichts besser werden. Was würde es dem Menschen helfen, wenn er den Unterschied zwischen einem jeden Sand-Korne und seinem Nachbar wü-

ste?

ste? Würde er wol ein Haar klüger, geschickter, und besser dadurch werden d)?

Die Sprache würde viertens nothwendig dadurch dunkel und unverständlich werden müssen. Der Unterscheid zwischen einem Individuo und dem andern von gleicher Art ist gemeiniglich so klein, und so unmerklich, daß man sie nothwendig beyde gesehen haben muß, um sich ihn genau vorzustellen. Dieses empfinden diejenigen sehr wohl, oder wenigstens sollten sie es empfinden, die einem Missethäter Steck-Briefe nachschicken. Was geben sie sich nicht für Mühe die Persohn deutlich zu beschreiben, und doch wischt gemeiniglich der Thäter durch. Ferner beruhet dieser Unterschied fast allemahl auf bloß zufällige Dinge, die sich alle Augenblicke verändern, und verändern können. Also wird man an dem Worte so wenig, als an dem Begriffe selbst dasselbe Individuum nach einiger Zeit nicht mehr zu erkennen im Stande seyn; so viele Mühe

d) *Locke* l. c. §. 4. Un nom distinct pour chaque chose particulière ne seroit pas d'un grand usage pour l'avancement de nos connoissances.

man sich auch immer geben möchte. Hieraus folgt, daß weder ein anderer den redenden, bey einem solchen besondern Ausdrucke verstehen würde, weil er die Sache nicht gesehen hätte, noch er sich selbst nach einiger Zeit verstehen könnte, weil die Sache sich verändert hat e).

Hiezu kommt noch endlich, daß die meisten Individua nach Verfließung einiger Zeit gänzlich verschwinden, und an ihrer Stelle neue wieder hervorkommen. Die alten Nahmen müssen folglich abgeschaffet, es müssen neue wieder ersonnen werden. Alle Tage wird sich die Sprache verändern müssen. Welch eine Unbequemlichkeit alle Tage etwas neues zu lernen, das doch auch vielleicht schon an dem-

e) *Locke* l. c. §. 3. Or c'eſt ce qu'on ne pourroit pas faire par des noms appliqués à des choſes particulières, dont les idées ſe trouvant uniquement dans mon eſprit, les noms que je leur donnerois ne pourroient être intelligibles à une autre perſonne, qui ne connoitroit pas preciſement toutes les memes choſes, qui ſont venuës à ma connoiſſance.

demselben Tage zum Theil wieder unbrauchbar wird.

So groß demnach anfangs der Begriff von der Weisheit ist, den man sich von den Erfindern und der Erfindung der allgemeinen Ausdrücke machen kann, so sehr klein wird er hernach, wenn man sieht, daß die Sache eben nicht aus Ueberlegung und Nachdenken, sondern vielmehr aus Noth, und aus dem Gefühl der Noth ist erfunden worden.

Unter diesen allgemeinen Ausdrücken herrscht eine gewisse Rang-Ordnung, vermöge welcher sie sich einander untergeordnet sind, so daß einer einen, oder auch mehr andere unter sich hat, die von geringerer Ausdehnung oder Allgemeinheit sind, als er selbst, und deren Begriffe mit in den seinigen eingeschlossen sind f). So ist zum Beyspiele unter dem Worte Substanz so wol der Körper als der Geist begriffen, und unter diesen beyden

f) *Hobbes* l. c. Nominum autem vniuersalium alia amplioris, alia strictioris significationis sunt, ita ut nomen amplius, nomen strictius contineat.

stehen wiederum viele andere. Bey den Haupt-Wörtern (substantivis) ist diese Rang-Ordnung am merklichsten, weil sich die Welt-weisen, insonderheit die Aristoteliker und ihre Bastarte, die Scholastiker, eifrigst bemühet haben allen Rang-Streit unter den allgemeinen Ausdrücken zu verhüten. Doch findet sie sich bey den Zeitwörtern (verbis) eben so wol, als bey den Hauptwörtern. Z. B. das Wort bewegen, begreift die Worte fortstoßen, fortschieben, werfen und andere, unter sich. Bey den Fürwörtern (pronominibus) und Bestimmungswörtern (particulis) ist diese Ordnung nicht anzutreffen, denn diese bedeuten in der Anwendung allemahl Individua, ein Individuum aber kann nicht allgemeiner seyn, als das andere.

Den Worten selbst kann man es nicht ansehen, von welcher Ordnung sie sind, man muß es bloß aus ihrer Bedeutung erkennen. Hätte man es mit den Worten so gemacht, wie die Chinesen mit den Persohnen, die in öffentlichen Aemtern stehen, denen man es gleich an der Kleidung ansehen kann, von welchem Stande und Amte sie sind: so hätte

dies vielleicht dazu dienen können, die Bedeutung der Worte gewisser und genauer zu bestimmen. Allein die Menschen dachten an eine solche philosophische Richtigkeit der Sprache nicht, sie sahen auch gar zu wohl ein, wie unsicher und schwankend ihre Begriffe waren, daß sie oft genöthiget wurden die Bedeutung eines Wortes bald auszudehnen, bald enger zusammenzuziehen, daß endlich die Begriffe sich immer mehr und mehr verbessern und erweitern, als daß sie auf diesen Einfall hätten gerathen können. Ferner war ihre Absicht nicht mathematisch genau, und logisch richtig zu reden; sondern nur sich einigermaßen ihre Gedanken zu erkennen zu geben, und dazu sind die Worte auch ohne Ordens-Zeichen hinlänglich, wie man aus der Erfahrung sieht.

Nun diese Unter-Ordnung der allgemeinen Ausdrücke, wird doch wol ein Werk der Weisheit, der Ueberlegung, des Nachdenkens seyn! Wir wollen diese Frage untersuchen. Wenn wir dem Ursprunge unserer Begriffe nachspüren: so finden wir, daß es zuerst lauter sinnliche Empfindungen sind. Aus der verschiedenen Zusammensetzung dieser Empfindungen,

dungen, so wie sie in uns von den Dingen erreget werden, entstehen die Begriffe einzelner Substanzen, ihrer Veränderungen, und Beschaffenheiten. Das Feuer erregt in dem Gesichte die Vorstellung einer gelben Farbe, und in dem Gefühle die der Wärme, und hernach des Verbrennens. Setzt man diese abgesonderten Empfindungen zusammen: so hat man den Begriff von der Substanz des Feuers. Diese Begriffe der Substanzen werden nach Anleitung der Aehnlichkeit, die wir unter ihnen wahrnehmen, verschiedentlich zusammengesetzet und ausgedehnet. Daher entstehen die ersten allgemeinen Begriffe, zu denen hernach noch allgemeinere hinzugesetzet werden, wenn die Seele fortfährt nach eben dieser Aehnlichkeit neue Begriffe zu bilden. Diese allgemeinern begreifen folglich die weniger allgemeinen in sich. Dies ist der beständige Gang des menschlichen Geistes, den man als nothwendig, und in der Natur der Seele selbst, gegründet ansehen muß; weil er beständig, an allen Orten, zu allen Zeiten, von allen Menschen ist beobachtet worden, und noch beobachtet wird. Da nun die Ausdrücke sich nach den Begriffen richten: so müssen durch

eben

eben denselben Mechanismus der Seele, wodurch die Begriffe in Klassen vertheilet werden, es auch die Ausdrücke werden. Man wird den Ausdruck Mechanismus der Seele nicht als anstößig ansehen, da der Verfasser des Essai de psychologie, und wo ich nicht irre, auch *Bonnet*, von einer Mechanik der Ideen reden, ohne deswegen in den Verdacht des Materialismus zu fallen. Wo bleibt nun die Weisheit, die Ueberlegung, das Nachdenken?

Auch selbst diejenigen, die angebohrne Begriffe, Gefühle, und andere dergleichen Dinge behaupten, werden es sich nicht entgegen seyn lassen dieser Meynung beyzutreten. Denn nach dieser Voraussetzung müssen die Begriffe, welche uns angebohren sind, es mögen ihrer so viel oder so wenig seyn, als da wollen, zugleich mit ihrer Rang-Ordnung angebohren seyn, weil sie nicht alle von gleicher Allgemeinheit seyn können. Folglich kann derjenige, der ihnen Nahmen giebt, sich nicht anders, als nach dieser in seiner Seele liegenden Ordnung richten, und also fällt alle Weisheit weg.

Es ist ferner aus der philosophischen Geschichte bekannt, daß die Weltweisen die meisten allgemeinen Begriffe erfunden, und zu den Begriffen ihrer Vorgänger neue hinzugesetzet haben. So hat der Eleatische Zeno den Begriff der Atomen zuerst erfunden, Aristoteles den Begriff des Dinges, entdeckt, Leibnitz den der Monaden, und andere, andere. Wäre nun die Subordination der Begriffe aus Nachdenken, auf einmahl, geschehen: so hätte man diese Begriffe, die doch zu den allgemeinsten gehören, nicht ausgelassen, und folglich hätten sie diese große Männer nicht entdecken können.

Ferner ist es bekannt, daß man die allgemeinen metaphysischen Begriffe und ihre Ausdrücke bey rohen und wilden Völkern nicht antrifft; sondern daß sie erst nach und nach, wenn die Menschen klüger und nachdenkender werden, erfunden, und mit Ausdrücken bezeichnet werden. Zum offenbahren Beweise, daß die Ordnung unter ihnen nicht auf einmahl erfunden; sondern erst allmählig und nach Verfließung vieler Jahre von verschiedenen Menschen aufgesucht wird, und folglich

nicht

nicht ein Werk des alles auf einmahl überse-
henden Nachdenkens ist.

Ein solcher allgemeiner Ausdruck ist in je-
dem Falle nicht allemahl allgemein, er wird
oft durch die Verbindung, in der er mit an-
dern steht, und durch die Absicht des redenden
zu einem besondern Ausdrucke gemacht. Wenn
Virgils Aeneas auf Anliegen der liebens-
würdigen, und von dem frommen Helden
nur zu wenig geliebten Dido die Erzählung der
Einnahme von Troja mit den Worten anfängt,
Infandum regina jubes renouare dolorem:
so ist dieses aus der Verbindung genommen
ein allgemeiner Ausdruck, weil darin einer
Königin überhaupt, und einer Betrübniß im
allgemeinen gedacht wird. Durch die Persohn
des redenden aber, und durch die andern
Umstände wird er zu einem besondern Aus-
drucke gemacht, indem man sieht, daß die
Königin, Dido, die Betrübniß aber diejenige
ist, die Aeneas bey dem trojanischen Brande
empfunden hatte.

Dies macht oft eine besondere Schönheit
aus, und giebt dem Ausdrucke eine Feinheit,
und

und eine Annehmlichkeit, die er nicht haben würde, wenn er ein besonderer wäre. Man kann oft einem durch eine geschickte Anwendung eines Sprichwortes, oder eines andern allgemeinen Satzes die schönsten Satyren sagen, ohne daß man das Ansehen hat sie sagen zu wollen.

Die allgemeinen Ausdrücke verkürzen die Sprache, indem sie die vielen besondern und individuellen Worte entbehrlich machen. Ein jeder allgemeiner Ausdruck kann ein jedes Individuum, das zu der Gattung gehört, die er anzeigt, durch seine Lage und Verbindung mit andern andeuten. Er kann aber auch dienen Sätze zu bilden, die die ganze Gattung zugleich angehen, und daher allgemeine genannt werden. Und dieses ist schon eine große Bequemlichkeit, und eine Ersparung vieler Mühe, daß ein und derselbe Ausdruck mit einer kleinen Veränderung, oder auch durch die Stelle, die er einnimmt, beydes Individua, und die ganze Gattung oder Art anzeigen kann. Es ist wahr, dieses giebt zuweilen zu Zweydeutigkeiten und Mißverständnissen Anlaß, und macht, daß die Sätze von der Genauigkeit,

nauigkeit, welche die strengen Lehrer der Logik fordern, abweichen. Allein wo ist eine Sache, die nicht ihre Unbequemlichkeit hat? Genung, wenn diese Unbequemlichkeit nur selten vorkommt, und wenn sie gegen die Bequemlichkeit gehalten, verschwindet.

Ein allgemeiner Ausdruck soll dem zuhörenden einen allgemeinen Begriff beybringen. Kann er das, wenn seine Bedeutung so weitschweifig und gränzenlos ist, daß man nicht weiß, an welche Sache man denken soll, wenn man ihn hört? Von dieser Art ist das Wort Ding in dem Munde der meisten Menschen, sie wissen selbst nicht eigentlich, was sie damit sagen wollen, und setzen es, so oft ihnen kein anderer Ausdruck einfällt. Von dieser Art sind auch die Wörter etwas und Größe, und mehrere andere, von deren allgemeinen Bedeutung man sich keinen recht genugthuenden Begriff machen kann, ob man gleich in besondern Fällen aus den Gegenständen, von denen geredet wird, und den Umständen, die von ihnen angeführet werden, ihnen einige Bedeutung beylegen kann. Verschiedene Weltweise haben ein Vergnügen daran gefun-

den, den Menschen solche weitschweifige allgemeine Ausdrücke als große Wahrheiten aufzudringen. Wenn Mallebranche von seiner Vereinigung der Seele mit Gott redet: so weiß man nicht, wie man daran ist, und was diese Dinge zu bedeuten haben. Wenn der Littische Jem und mit ihm Spinoza von einem Gotte reden, der durch die ganze Welt gehen, und von dem ein Theil in jedem Stücke der Welt anzutreffen seyn soll: so ist man nicht im Stande sich diesen Gott vorzustellen, wie man auch immer die Sache anfangen mag. Hieraus folgt, daß ein allgemeiner Ausdruck bestimmt seyn, das heist, eine oder mehrere festgesetzte Bedeutungen haben muß, so daß man gleich sehen kann, von welcher Sache die Rede ist.

Gegen diese Regel versündigen sich die Hottentotten, nach dem Berichte des Kolbe, gar sehr mit ihrem anders machen, welches sie bey ihren Reinigungen, Opfern, Gebeten und andern gottesdienstlichen Handlungen gebrauchen, so daß man erst aus der Verrichtung, die sie vornehmen, sehen kann, was der Ausdruck in jedem Falle bedeuten soll. Auch diejenigen

jenigen beobachten diese Regel nicht, die sich ein gewisses Wort angewöhnen, welches sie hernach bey aller Gelegenheit gebrauchen, es mag sich schicken oder nicht. Ich habe einen Menschen gekannt, welcher alles Maschinen nannte, und wenn er ein Geld-Stück sahe: so sagte er, das ist eine Maschine.

Fünftes Hauptstück.

Von den besondern Ausdrücken.

Ein besonderer Ausdruck zeigt Individua an, a) es mag dieses nun in ganzen Sätzen, oder mit einem einzigen Worte geschehen. Wenn ich z. B. sage: Petrus hieb dem Malchus ein Ohr ab: so ist das ein besonderer Ausdruck in einem Satze vorgetragen. Denn Petrus ist ein Individuum, Malchus auch, und sein Ohr, der Hieb gleichfalls.

Die besondern Ausdrücke, die in einem einzigen Worte bestehen, und die man in der Sprach-

a) *Hobbes* l. c. Nominum alia sunt propria significantia vnam rem singularem.

Sprachlehre eigenthümliche Nahmen (nomina propria) zu nennen pfleget, werden Menschen, Thieren, Oertern, Flüssen und Bergen beygeleget. b)

Könnte man aber diese eigenthümlichen Nahmen nicht entbehren? Wohl schwerlich. Denn erstlich, wenn man von einem Individuo reden wollte, das man nicht gerade gleich zeigen könnte; so müste man eine Beschreibung, oder eine Erklärung davon geben. Welch eine langwierige Weitläuftigkeit würde es nicht im Reden verursachen, wenn man an statt Paris zu sagen, sich so ausdrückte, eine Residenz des Königes von Frankreich, an der Seine gelegen! Wenn man nun zum Unglück von mehrern Individuis zu sprechen hätte, wie unnütz weitläuftig, wie beschwerlich dem zuhörenden, würde man zu werden gezwungen seyn! Es lassen sich auch nicht einmahl alle Individua, wie schon bemerkt ist, durch eine Beschreibung kenntlich machen.

b) *Locke* de l'ent. liv. 3. ch. 3. §. 5. Outre les personnes on a donné communement des noms particulierts, aux villes, aux rivieres, aux montagnes.

Man weiß zweytens, wie bequem die Menschen sind, so daß auch Helvetius kein Bedenken getragen hat, der menschlichen Seele gleich den Körpern eine vim inertiae, oder Trägheit zuzuschreiben, der sie nur durch die Leidenschaften entrissen werden könnte. Je kürzer sie sich ausdrücken können, desto lieber ist es ihnen. Denen, die viele Geschäffte haben, oder die auch dem Gellertschen Orgon ähnlich sind, der nicht viel reden will, um nicht seine Lunge dadurch zu verderben, würde es gewiß nicht angenehm seyn, wenn sie an statt eines einzigen Wortes, ganze Perioden aussprechen oder anhören müsten.

Die einzige Ursache, warum man den Individuis Nahmen gegeben hat, ist, daß man oft von ihnen reden muß. Denn weil der Mensch nicht bloß zum Nachdenken, um sich mit allgemeinen Begriffen zu beschäfftigen, da ist; sondern er durch seinen Leib, dessen Würde den Platonikern und Alexandrinern so unerträglich ist, genöthiget wird, von der Betrachtung des Dinges, des Wesens, und der Geister-Ordnungen, herab in die Cörper-Welt zu steigen, und sich mit einzelnen Dingen zu

beschäfftigen: so muß er auch oft an sie denken, oft von ihnen reden und ihnen folglich Nahmen geben.

Die Anzahl der eigenthümlichen Nahmen muß in einer Sprache nicht gar zu groß, sondern vielmehr auf die unumgängliche Nothwendigkeit eingeschränket seyn; weil sie dadurch dunkel und unverständlich wird. Denn derjenige, der die Individua nicht selbst gesehen hat, versteht von der ganzen Rede nichts, oder sehr wenig. Daher kommt es, daß in den alten Schriftstellern, die sonst gar leicht zu verstehen seyn würden, manchmahl große Dunkelheiten, und auch den gelehrtesten Commentatoren unauflößliche Schwierigkeiten vorkommen. Denn da durch die Länge der Zeit die Kenntniß der einzelnen Dinge, von denen sie redeten, die zu ihrer Zeit ganz bekannt seyn mochten, verlohren gegangen ist: so ist es schwer, wo nicht manchmahl unmöglich, den eigentlichen Sinn eines Schriftstellers zu entdecken. Dieser Unbequemlichkeit sind besonders diejenigen Schriftsteller, die von einzelnen Dingen oft reden, unterworfen; als von Kräutern, Landschaften, Orten, Flüssen, Krankheiten,

heiten, wie auch von sehr alten Begebenheiten. Daher kommt die große Mühe, die man hat, die alten Erdbeschreiber zu verstehen, und auszumachen, wo ein Ort vormahls gelegen haben muß. Daher kommt die große Dunkelheit, welche in den alten Babylonischen, Egyptischen, Chinesischen, und überhaupt in allen Geschichten herrscht, und die Unmöglichkeit die verschiedenen Erzählungen mit einander zu vereinigen.

Die besondern Ausdrücke rauben uns auch manche Schönheit der alten Schriftsteller. Diese zielen oft auf besondere Gebräuche, auf Persohnen, Bildsäulen, Zierrathen der Häuser und Tempel, und andere dergleichen Dinge, deren Andenken und Kenntniß uns die Zeit entzogen hat. Dies findet man auch bey einigen neuern Schriftstellern, die man zuweilen Mühe hat zu verstehen, insonderheit wenn es auf Sprichwörter und andere locale Schönheiten ankommt. Unser Vater Hagedorn, wie ihn Rabener nennet, hat also nicht unrecht gethan, daß er solche Stellen in seinen Gedichten, wovon er geglaubt hat, daß sie vielen dunkel seyn würden, mit Anmer-

kungen erläutert hat. So lächerlich es auch sonst seyn mag, sein eigener Commentator zu seyn, so nützlich ist es in diesem Falle doch, wo man gar oft ohne wässerig und schleppend zu werden, nicht allen deutlich seyn kann.

Unter die besondern Ausdrücke gehört auch die große Anzahl der Sprichwörter. Die meisten von ihnen sind allegorisch, oder beziehen sich auf eine besondere Begebenheit, oder Umstand, um dadurch einen allgemeinen Satz anzudeuten. Der Ausdruck des Lucians, du bist ein Prometheus im Reden und Schreiben, c) der mir ein Sprichwort zu seyn scheint, gründet sich auf die Fabel von diesem alten Helden. Wer also die nicht weiß, der versteht ihn nicht, und wird nie darauf fallen, daß er einen, der seinen Reden eine geschickte, künstliche und neue Wendung zu geben fähig ist, bezeichnet. Doch kann er auch, wie Lucian bemerkt, einen, der das neue und ungewöhnliche in den Ausdrücken sucht, anzeigen. Das Sprichwort, du bringst eine Eule nach Athen, d) ist allegorisch, und bezieht sich auf

den

c) προμηθεὺς εἶ ἐν λόγοις.

d) γλαῦκα εἰς ἀθήνας.

den Verstand, daß es eine große Menge dieser Thiere in Athen gab, und es folglich unnütz und thöricht war noch mehrere hinzubringen. Von dieser Art sind die meisten andern Sprichwörter. Wenn der Teutsche sagt, stille Wasser sind am tiefsten: so zielt er damit auf die Leidenschaften und Gemüthsbewegungen, die bey denen am heftigsten zu seyn pflegen, die sie am meisten verstecken.

Die Anzahl der besondern Ausdrücke und eigenthümlichen Nahmen ist in allen Sprachen nicht gleich. Je zahlreicher ein Volk ist, je ausgebreiteter sein Land, je größer die Anzahl der bewohnten Oerter, und anderer merkwürdigen Plätze, desto größer wird die Anzahl besonderer Ausdrücke bey ihm seyn. Hiebey kommt es auch sehr auf die Hauptbeschäfftigung eines Volkes an. Man erzählt uns, daß die Araber jedem ihrer Pferde Nahmen geben, und ordentliche Geschlechts-Register von ihnen führen. Auch wir thun das bisweilen, und wir würden es noch mehr thun, wenn unsere Pferde von so edlem Geblüte als die Arabischen wären. Die Araber haben auch die sonderbare Gewohnheit, daß sie in die Nahmen

der Menschen einen Theil ihres Geschlechts-Registers mit einflechten. Dadurch werden sie zuweilen ungeheuer lang, und sind ekelhaft zu lesen. Ueberhaupt zu reden wäre es wol am besten, wenn man die eigenthümlichen Nahmen so kurz als möglich machte. Durch einen langen Nahmen wird eine Persohn, ein Individuum nicht besser bezeichnet, als durch einen kurzen. Folglich muß man, nach dem Gesetze der Sparsamkeit zu urtheilen, den kurzen vorziehen. Quod fieri potest per pauca, non debet fieri per plura.

Ein solcher besonderer Ausdruck kann oft durch die Verbindung mit andern allgemein werden. Wenn Boileau sagt: J'appelle un chat un chat et Rolet un fripon: so will er damit nicht bloß zu verstehen geben, daß er eine Katze eine Katze nennet, sondern vielmehr, daß er aufrichtig genug ist, jede Sache bey ihrem Nahmen zu nennen, und von der Schmeicheley, die dem Laster die Farben der Tugend anstreicht, weit entfernt. Lucian hat einen ähnlichen Ausdruck, den er aus einem alten Dichter anführt, τὰ σῦκα σῦκα, τὴν σκάφην σκάφην ὀνομάσων. Dieses Griechische

Sprich-

Sprichwort scheint neben der Ehrlichkeit auch zugleich die Einfalt bedeutet zu haben, die auch gemeiniglich in einem gewissen Grade, zu gewissen Zeiten, mit der gar zu großen Ehrlichkeit verknüpfet ist. Terenz würde sehr seicht geredet und gedacht haben, wenn man die Worte Dauus sum, non Oedipus nach dem Buchstaben nehmen wollte. Es ist ein besonderer Ausdruck, der aber durch den Sinn allgemein wird.

Sechstes Hauptstück.

Von dem Reichthume einer Sprache.

Eine Sprache kann reich scheinen, und doch arm seyn, so wie einer, der einen großen Haufen Kupfer-Müntze, oder gar Lacedämonisches Geld hat, reich zu seyn scheint, ob er es gleich nicht ist. Der Ueberfluß an Worten macht den Reichthum einer Sprache nicht aus, so wie der Ueberfluß an Gold und Silber den Reichthum eines wie Robinson Crusoe auf einer Insel allein wohnenden Menschen, nicht

ausmachen würde. Wenn eine Sprache zehntausend Worte hätte, und mit dieser ganzen ungeheuren Menge nichts mehr als einen einzigen Begriff anzeigte, würde man sie denn reich nennen?

Man muß also ein anderes Maaß für den Reichthum einer Sprache ausfindig machen. Keine Schätze, kein Gold, ist Reichthum, wenn es nicht zu etwas nützlich ist. Eben so müssen auch die Ausdrücke einer Sprache ihren Nutzen haben, und nach diesem muß man den Reichthum der Sprache beurtheilen. Dieser Nutzen ist die Bezeichnung unserer Gedanken. Wenn also eine Sprache geschickt ist, unsere Gedanken in ihrer Mannigfaltigkeit auszudrücken; so ist sie reich.

Hier läßt sich ein zwiefacher Reichthum unterscheiden. Ist eine Sprache hinreichend die verschiedenen Gedanken, die ein gewisses Volk, oder gewisse Menschen haben, anzudeuten: so ist sie in Betrachtung dieses Volkes, oder dieser Menschen, reich genung. Dies kann man den relativischen Reichthum nennen. Dieser kommt allen Sprachen zu, weil

es nothwendig ist, daß die Menschen zu den Dingen, von denen sie unumgänglich reden müssen, auch Nahmen suchen. Von Dingen aber, die ihnen von keinem Nutzen sind, werden sie auch keine Begriffe haben, weil sie diese Begriffe nicht nöthig haben, und sich folglich auch nicht um sie bekümmern, mit den Begriffen aber fallen auch die Nahmen weg.

Von dieser Art des Reichthums ist hier die Rede nicht, sondern von den absoluten, die darinn besteht, daß eine Sprache geschickt ist, die Mannigfaltigkeit der nützlichen Begriffe, die Menschen als Menschen haben können, anzuzeigen. Ich sage mit Fleiß der nützlichen Begriffe, denn es giebt ihrer auch viele, die von keiner Erheblichkeit sind. Wenn man es sich z. B. einfallen lassen wollte, die verschiedenen Verwandschaften der Thiere zu bemerken, und mit eigenen Nahmen zu belegen: so würde das eine sehr unnütze Beschäfftigung seyn, weil sie weder dem Menschen als Menschen, noch auch der Gesellschaft vortheihaft seyn kann. Unter diese unnützen Begriffe gehören auch die von Centauren, Cyclopen, Caulomyenten, Einwohnern des Planeten Nazar-

zar, von denen Lucian und Holberg reden. Solche monströse Vorstellungen bereichern unsere Kenntnisse nicht, machen sie auch nicht brauchbarer. Einer, der sich mit solchen Sachen im Ernst beschäfftigen wollte, würde eben so thöricht und lächerlich seyn, als die Scholastiker, welche weitläuftig und syllogistisch disputirten, wenn Christus in der Gestalt eines Kürbißes erschienen wäre, wie dieser Kürbis würde geprediget haben, und wie er würde gekreuziget worden seyn.

Je mehr demnach eine Sprache nützliche und brauchbare Begriffe anzeigen kann, desto reicher ist sie. Hier sind die Sprachen sehr von einander unterschieden, einigen fehlen Ausdrücke zu den allgemeinen und abgezogenen Begriffen, die man nicht entbehren kann. Die Griechische, Lateinische und einige neuere Sprachen haben dagegen einen Ueberfluß an Worten, allerhand Begriffe, von welcher Art sie auch seyn mögen, anzuzeigen. Die Iroquoisische, die Lappländische, und andere Sprachen wilder Völker, sind dagegen sehr arm, wie man aus der allgemeinen Geschichte von Amerika, dem Lafiteau, und andern Reisebeschreibern, sieht.

Diese

Diese Verschiedenheit ist zu wichtig, als daß wir sie, ohne uns um ihre Ursache zu bekümmern, vorbey lassen sollten. Der Unterscheid der Himmelsgegend, des natürlichen Verstandes der verschiedenen Völker können zu der engern, oder weitern Ausdehnung der Sprache nichts beytragen. Denn wir finden, daß sich arme und rauhe Sprachen in reiche und annehmliche verwandelt haben, unter derselben Himmelsgegend, und bey demselben Volke, wo sie arm und rauh gewesen waren. Wie sehr ist nicht die jetzige Französische Sprache von der alten, und noch von derjenigen, die Montagne schrieb, unterschieden! Obgleich die alte Sprache, wenn sie in so gute Hände geräth, als Montagne seine, naiv und nachdrücklich zu seyn scheint: so ist sie doch deswegen nicht reich, nicht annehmlich. Man hat ohne Zweifel seit Montagnens Zeiten viele neue Wendungen, viele neue Worte erfunden, und also bleibt es immer wahr, daß die Französische Sprache reicher geworden ist, und doch wohnen die Franzosen noch eben da, wo sie damahls wohnten. Auch die teusche Sprache ist von ihrer alten Rauhigkeit und Armuth, welche man ihr sonst allezeit vorzu-

rücken

rücken pflegte, und insonderheit Carl der 5te, welcher sagte, er wollte mit seinen Pferden teutsch reden, sehr abgewichen. Kaum verstehen wir noch einige Worte von dieser alten Sprache, und wir sind genöthiget zweymahl teutsch zu lernen, wenn wir die Sprache unserer Vorfahren und unsere jetzige verstehen wollen. Wie viel Worte, die man entweder gar nicht hatte, oder die man mit ausländischen Ausdrückungen geben muste, haben nicht die verschiedenen gelehrten Gesellschafften mit verschiedenem Glücke erfunden! Unsere Sprache hat sich bereichert und verbessert zum Trotz der Himmelsgegend und des natürlichen Verstandes, der bey unsern Vorfahren derselbe war, den sie ihren Nachkommen hinterlassen haben.

Die Lebens-Art der verschiedenen Völker, ihre Sitten, ihr Umgang mit andern Nationen, ist das einige, welches die Frage von den verschiedenen Graden des Reichthums und der Armuth in den verschiedenen Sprachen hinlänglich auflösen zu können scheinet. a)

Denn

a) *Locke* de l'entend. liv. 3. ch. 5. §. 8. Ce qui montre evidem-

denn durch die Lebens-Art und den Umgang, welches beydes man als die allgemeine Erfahrung der Völker ansehen kann, erlangen sie zuerst Begriffe von vielen Dingen, indem sie durch sie aus der Schlafsucht gerissen, und die Seele gezwungen wird, vieles zu beobachten, und auf vieles aufmerksam zu seyn, das sie sonst kaum eines Ansehens würdig gehalten hätte, ignoti nulla cupido. Eben die Lebens-Art, die den Menschen auf gewisse Dinge aufmerksam macht, macht auch, daß er seinen Begriffen Nahmen geben muß, weil sie sonst der Gesellschaft, und auch ihm selbst, wenig nützen würden. Ein Volk also, dessen Lebens-Art erfordert, seinen Unterhalt auf unzählig verschiedene Arten zu suchen, dessen jedes besonderes Mitglied auf eine verschiedene Art sich einrichten muß, um sich zu erhalten, ein solches Volk wird nothwendig mehr Kenntnisse, mehr Einsichten haben, als ein anderes, das alle

evidemment, que ceux d'un meme païs ont eu besoin en consequence de leurs coutumes, et de leur maniere de vivre de former plusieurs idées complexes et de leur donner des noms, que d'autres n'ont jamais reüni en idées specifiques.

alle Tage seinen Tisch von der Natur gedeckt findet, oder sich doch auch nur eine kleine Mühe geben darf, um ihn zu decken. Hieraus folgt, daß auch des erstern Volkes Sprache reicher seyn muß, als die des andern.

Diejenigen Sprachen, welche der Fleiß und die Geschicklichkeit der Menschen schon zu einem ziemlichen Grad der Vollkommenheit erhoben haben, haben gemeiniglich die Beschaffenheit, daß eine Sache mehrere Nahmen führet. Dies gehört nicht so wol zum nothwendigen, als zum überflüßigen Reichthum, und dient zur Zierlichkeit und Anmuth. Ich glaube auch nicht, daß man solche Synonyma aus Absicht und Vorsatz gemacht hat, sondern daß vielmehr ein Ohngefähr die Ursache davon ist. Man findet noch jetzt, daß einerley Sache in den verschiedenen Gegenden, wo eine und dieselbe Sprache geredet wird, nicht einerley Nahmen führet, entweder weil die eine Gegend den Nahmen der andern nicht kennet, oder weil er ihr nicht gefällt. Ein geschickter und aufgeweckter Kopf, der diese Verschiedenheit bemerket, und sie bequem findet, seinem Ausdrucke eine Mannigfaltigkeit und Anmuth

mitzu-

mitzutheilen, bedient sich ihrer, nennt einerley Sache mit mehrern Nahmen, dies Kunststück gefällt, und so entstehen Synonyma. Je weiter nun eine Sprache sich ausbreitet, und dem ohngeachtet nicht von sich selbst, von ihrer eigentlichen Mund-Art abgehet, desto mehr Synonyma muß sie haben. Und dies scheint mir die Ursache zu seyn, warum die Griechische Sprache so reich an gleich bedeutenden Ausdrücken ist.

Es würde nicht übel seyn, wenn die gleich bedeutenden Worte ihren Gegenstand von verschiedenen Seiten darstellten, damit man ihn sich desto lebhafter vorstellen könnte. Ein Beyspiel wird die Sache klar machen. Das Meer heist bey den Griechen θάλασσα und ἅλμη, anderer Nahmen nicht zu gedenken. Von diesen scheint mir der erste Nahme das Meer überhaupt zu bedeuten, der andere aber, in so fern es salzig ist.

Nicht ein jedes Wort darf ein Synonymum haben, sondern nur die, die am häufigsten vorkommen, und die man am meisten gebrauchen muß. Denn dieses würde eine Sprache

ungemein schwer machen zu lernen, zu behalten und recht zu gebrauchen, und der Nutzen, der daraus entstünde, würde den Schaden nicht überwiegen. Diejenigen Worte aber, die am meisten vorkommen, müssen deswegen Synonyma haben, damit die den Ohren widrige Wiederholung eines Wortes vermieden werde.

Auch ist es gut, wenn ein Wort nicht gar zu viele Synonyma hat, denn dadurch wird eine Sprache schwer und dunkel gemacht, ohne daß sie einen wichtigen Vortheil davon haben sollte. Man sagt, daß die Araber einige hundert Worte haben sollen, ein Schwert zu bezeichnen. Und wenn sie ihrer tausend hätten, würde ihre Sprache darum brauchbarer, und folglich würklich reicher seyn? Auch die Koreaner sollen viele Worte haben, womit sie einerley Sache ausdrücken können b).

b) Siehe Allgemeine Geschichte der Reisen, Band 6. S. 599.

Sie-

Siebentes Hauptstück.

Von der Zierlichkeit einer Sprache.

So oft man von der Zierlichkeit oder Annehmlichkeit einer Sprache redet, so oft versteht man, wo ich nicht irre, darunter den angenehmen Klang, den sie den Ohren mittheilet. Im Gegentheil nennt man eine Sprache rauh oder hart, wenn sie unangenehm zu hören ist. Ein Ton, oder ein Wort, das dem einen wiederlich ist, macht oft einem andern Vergnügen, jedem Volke klingt seine Sprache gut, fremde hingegen wunderlich, die Gewohnheit macht oft auch häßliche Frauenzimmer schön, wenigstens angenehm. Also ist es schwer, einen allgemeinen und in allen Fällen sichern Maaßstab der Zierlichkeit einer Sprache zu geben. Nur auf den Ausspruch derer kann man sich einigermaßen verlassen, die ein feines Gehör haben, selbst mehrere Sprachen kennen, und sie erforscht haben. Doch kann auch dieser ihr Ausspruch triegen.

Man muß auch die Zierlichkeit einer ganzen Sprache nicht nach diesem oder jenem einzelnen Worte beurtheilen. Es ist keine Sprache, so angenehm sie auch immer den Ohren seyn mag, die nicht einige harte, einige rauhe Worte haben sollte. Und es ist im Gegentheile wol keine so wiederliche Sprache zu finden, worin nicht etliche wohlklingende Worte seyn sollten. Man muß daher nach der größten Anzahl der Worte den Ausspruch thun, ein jedes hat hier seine Stimme.

Ferner würde es ungerecht seyn, wenn man nach der Aussprache dieses oder jenes Menschen, oder dieser und jener Gegend von der ganzen Sprache urtheilen wollte. Ein Mensch hat oft eine unangenehme Ausrede, eine schlechte Stimme, einen falschen Ton. Nichts klingt unangenehmer, als wenn man das teutsche ganz langsam ausspricht, oder einigen Sylben einen Bettler-Accent giebt. Ebenfalls klingt es häßlich, wenn man es gar zu geschwind herplappert, wie die Kinder ihre Tischgebeter. So haben auch gewisse Provinzen, Gegenden eine unangenehmere Aussprache, als andere, ja jedes Dorf hat seine eigene Ausrede. Vielmehr

mehr ist es billig, nach derjenigen Aussprache und demjenigen Klange der Worte, der von allen, oder den meisten, oder den klügsten, für den besten gehalten wird, sich in seinem Urtheile zu richten.

Alle Worte, die sich von einem, der eine geübte und biegsame Zunge hat, nicht leicht aussprechen lassen, sind unangenehm zu hören, und folglich nicht zierlich. Man sieht dem redenden die Mühe an, die es ihm kostet, ein Wort hervorzubringen, und so unangenehm es ist, einen stammlenden zu hören, eben so unangenehm ist es, ein, oder gar mehrere Worte, die schwer auszusprechen sind, zu vernehmen.

Je mehr eine Sprache einsylbige Worte hat, desto wiederlicher wird sie. Denn bey dem Ende eines jeden solchen Wortes muß man mit dem Tone inne halten, und dem folgenden einen neuen Ton geben. Dies macht eine etwas lange hinter einander fortgehende Rede höckericht, rauh, und hindert den sanft und leicht fortschleichenden Gang der Rede. Ich kann mir es daher kaum vorstellen, daß die

 Chi-

Chinesische Sprache, die aus lauter einsylbigen Worten besteht a), nach dem Berichte der Missionarien dennoch angenehm klingen könne.

Die gar zu vielsylbigen und langen Worte haben gleichfalls etwas wiedriges, weil sie uns zwingen, den Ton gar zu lange bey einer Höhe zu erhalten, und dadurch die angenehme Abwechselung des Lautes hemmen, welche den Ohren eine Sprache eben lieblich macht. Solche lange riesenmäßige Worte giebt es in der Huronschen und Iroquoisischen Sprache b).

Es ist ferner gegen die Zierlichkeit, wenn ein Vocal oder Selbstlauter in einem Worte gar zu oft wiederholet wird. Dies macht das Wort monotonisch, und hindert uns, das uns so gewünschte Vergnügen der Abwechselung zu genießen. Das Wort amara z. B. klingt unangenehm. Warum? weil dies eben den Fehler hat, den derjenige begeht, qui chorda semper oberrat eadem.

Aus

a) Siehe Allgemeine Geschichte der Reisen, 6ter Band, S. 335.

b) z. B. Oroutocuatet s. Lafiteau im letzten Hauptstücke.

Aus eben diesem Grunde sind auch die gleichen Endigungen der Worte, insonderheit wenn sie vielsylbig sind, unangenehm. Wie wiedrig klingt nicht dieser Ausdruck multorum, bonorum virorum. Man hört immer einerley Schall, und dieses will man gar nicht. So unangenehm es dem Geschmacke ist, beständig einerley Speisen zu essen, eben so wiederlich ist es auch dem Ohre, stets einerley Ton zu vernehmen. Dies macht die Italiänische Prosa ziemlich unangenehm; man hat beynahe nichts als lauter a und o am Anfange und am Ende der Wörter.

Je mehr Mitlauter zusammen gehäufet werden, desto schwerer ist ein Wort auszusprechen, und eben daher häßlich. Man hat Mühe, die Gliedmaßen der Sprache in alle die verschiedenen Gestalten zu bringen, die die vielen Mitlauter erfordern. Es ist ein Glück für die teutsche Sprache, daß die Mitlauter, welche oft in ziemlicher Anzahl sich versammlen, nur geschrieben, nicht aber ausgesprochen werden; wenigstens nicht von denen, die zierlich reden. Man versuche es mit dem Worte schwarz, und spreche es nach

westphälischer Art aus; so wird es ein Muster eines häßlichen Wortes werden. Ueberhaupt haben noch viele teutsche Worte zu viele Mitlauter, welche es den Ausländern eben so schwer machen unsere Sprache zu lernen und zu reden, ob wir gleich diesen Fehler nicht fühlen, weil wir von Jugend auf an ihn gewohnt sind. Die Pohlen scheinen sich vorzüglich Mühe gegeben zu haben, ihre Sprache durch Aufthürmung der Mitlauter häßlich zu machen.

Die geschickte Abwechselung kurzer und langer Sylben in den Worten trägt nicht wenig zu der Zierlichkeit einer Sprache bey. Sie hebt das monotonische und einförmige, und rührt das Ohr auf eine sanfte Art. Sie ist es, die die Griechische und Lateinische Sprache so lieblich, so wohlklingend, so harmonisch macht.

Die Worte müssen eine geschickte Abtheilung haben, so daß keine leere Zwischenräume, nichts höckerichtes darinn vorkomme. Das Wort σφαλλω, wird nach der Aussprache in σφάλ- und λω abgetheilt, man versetze diese

Abthei-

Abtheilung und spreche σφα-λλω: so wird eben dieses Wort, das vorher einen angenehmen Klang hätte, den verdrießlichsten bekommen. Man gebe dem Worte fallen eine andere Abtheilung, und spreche fa-llen: so wird das Gehör schon den Ausspruch thun, daß dieses unschicklich sey, und daß eine geschickte Abtheilung der Worte zu der Zierlichkeit einer Sprache ungemein viel beytrage. Hieraus möchte ich beynahe die Folgerung ziehen, daß man im Schreiben jedes Wort da abbrechen muß, wenn es nöthig ist, wo seine Abtheilung in der Aussprache liegt; wenn anders die Lehrer der Rechtschreibung den Satz zugeben wollen, daß es am schicklichsten sey, im Schreiben der Aussprache der Worte so nahe zu kommen, als es sich thun läst. Wird ein Wort da abbreviirt oder abgekürzt, wo seine natürliche Abtheilung ist: so ist auch die Aussprache und das Lesen leichter, weil man gleich sieht, wo man einhalten soll, da man im Gegentheil, erst von der folgenden Reihe einen Buchstaben herüber nehmen muß, um die Aussprache gehörig einzurichten. Unsere teutschen Lehrer der Rechtschreibung haben sich nach dieser Regel größtentheils gerichtet, aber die lateinischen nicht,

wenn sie z. B. haben wollen, daß man i-pse schreiben soll. Warum könnte man nicht lieber ips- e schreiben? dem Worte ist es gleichgültig, in welcher Sylbe das ps steht.

Endlich ist es eine große Unschicklichkeit einer Sprache, wenn die Worte entweder so geschwind, daß man sie errathen muß, oder auch so langsam ausgesprochen werden, daß man die ganze Meynung des redenden schon eingesehen hat, ehe er sie noch hervorgebracht hat. Die Gewohnheit thut hier vieles. Den Franzosen ist es leicht sich zu verstehen, weil sie beständig sich einander ihre Worte herausstürzen hören, aber einem ungeübten ist dieses ungemein schwer, und auch ein geübter verliehrt diese Fertigkeit sehr bald, wenn er sich nicht stets darin erhält. Sie werden es selbst nicht läugnen können, daß sie grösten theils errathen müssen, in welcher Endigung ein Wort vorgebracht wird. Nicht weniger unangenehm ist es, wenn die Worte gar zu langsam ausgesprochen werden, man schläft dabey ein, weil man mit einem Träumenden zu reden glaubt. Ich will der Spanischen Sprache ihre Majestät nicht absprechen, eben

so wenig als es meine Absicht ist, von der so allgemein beliebten Französischen Sprache irgend etwas böses zu sagen; aber das deucht mir doch, daß ihre Majestät ein wenig zu schläfrig ist, und daß ihr das rechte Leben und das Feuer einer wahren Majestät fehlet.

Achtes Hauptstück.

Von der Biegsamkeit einer Sprache.

Dieser Ausdruck scheint etwas neu, und eben deswegen paradox zu seyn. Ich finde nicht, daß sich jemand desselben bisher bedienet hätte, indessen ist doch der Begriff, den er anzeigen soll, ganz reell. Wir wollen versuchen ihn aufzuklären. Es giebt einige Sprachen, welche solchen strengen und eisernen Gesetzen unterworfen sind, daß man, ohne ein Verbrechen der beleidigten Sprach-Majestät zu begehen, von ihnen nicht abgehen kann. Immer einerley Ordnung in den Worten, immer einerley Gang. Diese Sprachen kann man mit Recht unbiegsame nennen.

Hin-

Hingegen giebt es wieder andere, welche es dem guten Verstande der Menschen überlassen haben, die Worte nach ihren Absichten zu ordnen wie sie wollten; welche keinem Worte seinen bestimmten Platz angewiesen haben. Solche Sprachen lassen sich nach der Ordnung der Gedanken des redenden biegen, und sind geschickt, wie ein Proteus, jede Gestalt anzunehmen. Warum sollte man diese nicht biegsam, und diese Beschaffenheit selbst, die Biegsamkeit nennen können?

Die Biegsamkeit besteht demnach darin, daß in einer Sprache die Ordnung und Stellung der Worte sich nach der Ordnung und Folge der Gedanken in jedem Falle richten kann, und daß man nicht gezwungen ist, nach den Regeln der Sprache zu denken a). Sie giebt den

a) *Batteux* Cours de belles lettres tom. 3. p. 265. Si on considere la parole avant que de la diviser en langue Greque, Latine, Arabe, et dans l'idée de sa perfection possible, on voit qu'elle doit suivre pas à pas l'esprit et le coeur, qu'elle doit rendre à la lettre la pensée, ses circonstances, sa lumière, son feu, et ses parties avec leurs configurations, leurs liaisons, leurs degrés.

den Perioden eine Annehmlichkeit, indem man die ähnlichen Endungen, oder sonst hart zusammenklingende Ausdrücke, durch Zwischensetzung anderer vermeiden, und die Worte nach ihrem Wohlklange ordnen kann. Sie hebt das Mißvergnügen und das Langweilige, welches aus der Einförmigkeit zu entspringen pflegt. Sie ist auch geschickt, uns die Sachen deutlich und lebhaft darzustellen, weil sie es uns überläst, die Worte so zu ordnen, wie sie am meisten Eindruck machen und rühren können.

Der Unterschied, der sich in Ansehung der Biegsamkeit zwischen den Sprachen findet, rührt nicht so wol von dem Genie der Völker, und von ihrer besondern Denkungs-Art, als vielmehr von der Gestalt, die ein jedes Volk seinen Worten, ihren Abänderungen, und Endungen, gegeben hat. Alle Menschen denken nach einerley Gesetzen, und in einerley Ordnung, das wichtigste stellt sich ihrer Seele zuerst dar, und dann folgt in seiner Ordnung das, was damit zusammenhängt. Die Sprachen müsten also auch nach diesem Gesetze alle eingerichtet seyn, sie müsten alle gleich biegsam seyn. Es muß daher der Grund des Unterschie-

terschiedes in der Einrichtung der Sprachen selbst seyn, die es den Menschen nicht erlaubt, sich ihrer natürlichen Freyheit zu bedienen. In einer jeden Sprache muß ein jedes Wort seinen angewiesenen und unveränderlichen Platz haben, wenn dieser Platz das einzige Mittel ist, wodurch man erkennen kann, welche Worte in Verbindung, und in welcher Verbindung sie stehen sollen. Dies geschieht aber, wenn den Worten selbst kein eigenthümliches und beständiges Kennzeichen beygefüget ist, woran man ihren Zusammenhang wahrnehmen kann. Denn woraus will man sonst die Verbindung der Worte abnehmen, als aus ihnen selbst, oder aus ihrem Platze? Haben aber nach dieser Einichtung die Worte ihren vesten und beständigen Platz in der Rede, so ist die Sprache unbiegsam und steif. Eine Sprache hingegen, deren Worte eigenthümliche Endungen und Abänderungen haben, und in welcher man folglich die Verbindungen derselben durch diese Abänderungen hinlänglich erkennen kann, hat nicht nöthig ihren Worten einen bestimmten Ort anzuweisen, sie wird folglich biegsam seyn.

Wir wollen diese Lehre durch einige Anwendungen zu bestätigen, und zugleich aufzuklären uns bemühen; durch den Satz, ich bin in Gefahr wegen meiner Kunst gestraft zu werden. Der Teutsche kann ihn nur auf folgende Arten ausdrucken: wegen meiner Kunst bin ich in Gefahr gestraft zu werden, oder, in Gefahr bin ich, wegen meiner Kunst gestraft zu werden, oder, ich bin in Gefahr wegen meiner Kunst gestraft zu werden, oder, meiner Kunst wegen bin ich in Gefahr gestraft zu werden. Der Franzose kann ihn nur auf eine einzige Art geben, wenn er nicht neue Worte hinzusetzen will, nemlich je suis en danger d'être puni à cause de mon art. Der Lateiner kann sagen, in periculo versor artis causa subeundi poenam, oder, versor in periculo poenam artis causa subeundi, überhaupt er kann den Satz auf so vielerley Arten verändern, als Worte da sind. Eben dies gilt auch von dem Griechen, dieser kann sagen: Κινδυνέυω τιμωρίαν ὑπωσχεῖν ὑπὲρ τῆς τέχνης, auch ὑπὲρ τῆς τέχνης τιμωρίαν ὑποσχεῖν κινδυνέυω, er kann ihn auch noch auf verschiedene andere Arten geben. Man versuche es, die Worte im Teutschen und Französischen auf andere Arten zu versetzen: so

wird man keinen Verstand herausbringen, weil die Worte, die zusammengehören sollen, alsdenn nicht werden kenntlich seyn. Wenn jemand im Französischen sagen wollte, en danger je suis d'être à cause de mon art puni: so wird man nicht im Stande seyn, aus den bloßen Worten zu erkennen, ob en danger zu je suis oder zu d'être genommen werden soll. Es ist wahr, einige alte Französische Dichter und Reimenschmiede haben so geredet, man vergiebt es auch noch jezt guten Dichtern, wenn sie so reden, und weil man es einmahl gewohnt ist: so erräth man den Sinn; aber dies macht noch den Ausdruck an sich selbst nicht deutlich, nicht der Natur der Sprache gemäß. Will man die Worte noch auf eine andere Art versetzen, z. B. so: j'en suis danger d'à cause être puni de mon art: so wird kein Mensch einen gesunden Verstand herausbringen können. Hätte jedes Wort hier einen besondern Charakter, an dem man den ihm zugegebenen Gefährten zu erkennen fähig wäre: so würde diese Versetzung der Sprache nichts schaden, weil sie der Deutlichkeit nicht im Wege stehen würde.

Aus

Aus dieser Anmerkung kann man auch zugleich entscheiden, welche von diesen Sprachen die biegsamsten sind, nemlich zuerst die Lateinische, darnach die Griechische, denn die Teutsche, und im Nachtrab die Französische. Die Franzosen wollen zwar behaupten, daß sie am natürlichsten reden; allein wer denkt das nicht von sich? Es ist genug, ihnen dieses Vorurtheil zu benehmen, ihnen den Ausspruch eines sehr einsichtsvollen ihrer Landesleute, des Herrn Batteux entgegen zu setzen, welcher an dem oben angeführten Orte ihnen diesen Vorzug ausdrücklich abspricht.

Neuntes Hauptstück.

Von der Deutlichkeit einer Sprache.

Wir bemerken oft, daß uns ein Ausdruck leichter ist zu verstehen, als ein anderer; daß wir bey einigen Sprachen mehr Mühe anwenden müssen, den Sinn der Worte zu entdecken, als bey andern, und dieser Bemerkung zufolge sind wir berechtigt zu sa-

gen, daß ein Ausdruck, eine Sprache uns deutlicher ist, als eine andere, und die Deutlichkeit einer Sprache darin zu setzen, daß man sie ohne Mühe verstehen kann, und nicht erst lange grübeln muß, ehe man den Sinn herausfindet. Die Gewohnheit und Uebung haben hier starken Einfluß; sie machen selbst diejenigen Ausdrücke verständlich, in denen man vernünftiger Weise keinen Verstand suchen würde.

Diese Deutlichkeit beruhet darauf, daß die Worte ihre bestimmten Bedeutungen haben, damit man gleich in jedem Falle diejenige auslesen könne, die sich zur Sache am besten schickt. Ist dieses nicht: so ist man entweder gar nicht, oder doch sehr schwerlich im Stande, den andern zu verstehen, weil man alsdann entweder gar keine, oder doch nur eine sehr schwache Anleitung hat, nach der man seine Meynung aufsuchen kann. Daß ein jedes Wort nur eine einzige Bedeutung habe, ist wol zu viel gefordert, denn dadurch würden der Worte zu viel, und folglich die Sprache zu schwer zu lernen, und zu behalten, werden. Es ist daher bequem, daß ein Wort mehrere Bedeutungen habe.

Diese Mehrheit an sich hindert die Deutlichkeit nicht; denn wenn wir ihre Größe wissen, und alsdenn ein Wort vorbringen hören: so gehen wir im Geiste alle Bedeutungen durch, und nehmen die heraus, die sich hier am besten in den Zusammenhang der Rede past. So machen wir es, wenn wir uns in einer todten Sprache üben, die wir noch nicht vollkommen inne haben, und daß wir dieses Verfahren nicht bey unserer Muttersprache, und überhaupt denen, die uns geläufig sind, nicht gewahr werden, das macht die beständige Gewohnheit, und die daher entspringende Geschwindigkeit desselben. Wenn nun die Anzahl der Bedeutungen eines Wortes nicht bestimmt ist: so können uns auch nicht alle Bedeutungen beyfallen, folglich können wir auch nicht wählen, und wenn uns etwa eine einfällt, nicht recht wissen, ob sie es eben seyn soll; folglich auch den redenden nicht verstehen.

Es ist der Deutlichkeit sehr zuträglich, wenn die Zahl der Bedeutungen eines Wortes nicht gar zu groß ist, weil man sonst theils Mühe hat, sie alle zu lernen, und zu behalten; theils auch sich auf sie zu besinnen, und die schick-

liche zu finden. Dies macht meiner Meynung nach die Griechische Sprache so schwer. Es ist beynahe kein einziges Wort von einiger Erheblichkeit, das nicht wenigstens drey Bedeutungen haben sollte.

Dem Gedächtnisse ist es eine große Hülfe, und der Erinnerung eine große Erleichterung, folglich auch der Deutlichkeit zuträglich, wenn die verschiedenen Bedeutungen eines Wortes eine Aehnlichkeit und Verwandschaft mit einander haben. Dinge, die von Natur zusammenhängen, hängen auch im Gedächtnisse leicht zusammen, und man kann sie auch leicht wieder heraus nehmen, oder sich auf sie besinnen. Diese Verwandschaft wird dadurch erhalten, daß bey dem Worte eine allgemeine Bedeutung zum Grunde liegt, davon die andern nur besondere Anwendungen und Bestimmungen sind. So sind z. B. die Bedeutungen des Wortes ἐλπις, Hoffnung und Furcht mit einander verwandt, ob sie sich gleich entgegengesetzt zu seyn scheinen. Hier liegt die allgemeine Bedeutung, Erwartung zum Grunde. Ist die erwartete Sache etwas gutes: so bedeutet ἐλπις Hoffnung, ist sie hingegen

etwas

etwas böses: so bedeutet es Furcht. Man findet diese Regel auch gemeiniglich in den Sprachen beobachtet, ob es gleich auch viele Ausnahmen davon giebt. Dergleichen ist, wenn ein Wort zwey gerade sich widersprechende Dinge bedeutet, z. B. ἀκηδία zeigt zugleich Betrübniß, und den Mangel der Betrübniß an.

Nicht nur aus der Bedeutung einzelner Worte, sondern auch aus ihrem Klange können Hindernisse der Deutlichkeit entstehen. Die ähnlich klingenden Worte stehen der Deutlichkeit sehr entgegen, und doch trifft man sie in allen Sprachen mehr oder weniger an. Der Klang der Worte Leim und Lein, imgleichen Bein und Pein, fliest so sehr zusammen, daß man sehr richtig reden, und sehr genau horchen muß, wenn man diese Worte unterscheiden will. Eben die Beschaffenheit hat es mit d'ailleurs und tailleur, καλὸς und κᾶλος. Insonderheit findet man im Französischen sehr viel ähnlich klingende Worte, weil viele Sylben verschluckt werden, einige Doppellauter, die im Schreiben unterschieden werden, dem Klange nach beynahe übereinkommen, als ai

und oi, und die Aussprache sehr schnell ist. Durch die Uebung lernt man endlich den Unterscheid bemerken, aber Anfängern wird durch diese Aehnlichkeit die Sprache schwer gemacht.

Ein noch grösseres Hinderniß der Deutlichkeit sind gleichklingende Worte von verschiedener Bedeutung. Hier muß man ganz genau auf den Zusammenhang der Rede acht haben, denn die Bedeutung läst sich nicht anders als hieraus errathen. Dergleichen sind im Teutschen der Bogen, welcher bald ein Stück Papier, bald ein Gewehr, bald ein Stück vom Zirkel, bald überhaupt etwas gewölbtes anzeigt. Im Französischen ist air von eben dieser Beschaffenheit, welches bald die Luft, bald aber auch das äuserliche Ansehen, die Mienen, Gebärden, und Stellung eines Menschen anzeigt.

Es sind noch die Fehler einer Sprache in Ansehung der Deutlichkeit übrig, die von der Zusammensetzung und Verbindung der Worte in Sätze und Perioden entstehen. Dahin gehören erstlich zu sehr gehäufte abstrakte Substantiva,

stantiva, insonderheit wenn sie im verblümten Verstande genommen werden. Die Chinesen haben einen Ort, den sie die Zunge des Flusses nennen a). Was soll die Zunge des Flusses seyn? Ich verstehe es nicht, und die Reisebeschreiber gestehen, daß sie es auch nicht wissen. Ueberhaupt scheinen die morgenländischen Sprachen den Fehler zu haben, daß sie viele Substantiva zusammenhäufen, an deren Stelle wir die Beywörter mit mehrerem Rechte setzen. Die Ursache ist vermuthlich ihre hitzige und zügellose Einbildung, nach der sie alles stark ausdrucken, den entferntesten Aehnlichkeiten nachjagen, und dadurch, wo nicht sich selbst, doch wenigstens andern räthselhaft und unverständlich werden. Wenn z. B. der Chinese spricht b): die Dinte ist noch nicht trocken, womit der Befehl des Kaysers zum Besten der christlichen Religion geschrieben worden, und ihr gehet schon damit um, sie zu zernichten: wer wird wol darauf fallen, daß sie damit jemanden von der Ausrottung dieser Religion abrathen wollen?

a) S. Allgemeine Geschichte der Reisen, B. 6. S. 51.
b) Ebend. Band 6. S. 338.

Es war eine Zeit, da in Teutschland eben dieser Centauren Geschmack herrschte, insonderheit hielten es die Romanenschreiber, und die feuerspeyenden Liebhaber für ihre Pflicht, auf Wolken von ätherischen Düften hochdonnernd daher zu fahren, und von brennenden Schiefer-Dächern des verliebten Herzens zu reden. Auch die alten Französischen Romane hierin verfallen, und vielleicht kam diese Raserey, so wie alle andere Moden, aus Frankreich zu uns herüber. Dank sey es dem Schutzgeiste unsers Jahrhunderts, daß er dieses Ungeheuer der Schreibart fortgeschaffet hat.

Gar zu lange Perioden sind ein großes Hinderniß der Deutlichkeit, man muß immer auf die Verbindung, auf die Folge der Gedanken genau acht haben, man muß jedes Glied, jeden besondern Gedanken genau merken, und ihn behalten. Unterläßt man eins von diesen Stücken, und wie leicht geschieht dieses nicht: so ist man gleich nicht im Stande, den ganzen Sinn des redenden deutlich einzusehen. Cicero und Muret sind große Meister in der Kunst unabsehlich lange Perioden zu machen, und sie müssen eine geübte und veste Lunge gehabt

habt haben, um sie in ihrem gehörigen Tone auszusprechen. Auch einige Italiäner haben es durch ihre Participien so weit gebracht, daß eine ganze Quart-Seite nur einen Perioden enthält. Die Teutschen und Franzosen sind hierin glücklicher, wenigstens wüßte ich keinen einzigen guten Schriftsteller, der sich darin hervorgethan hätte.

In denenjenigen Sprachen, die sehr biegsam sind, ist auch eine gar zu große Durcheinanderwerfung der Worte der Deutlichkeit nachtheilig. Man muß erst suchen, erst nachdenken, ehe man den Verstand findet, und wer wird sich allemahl die Mühe geben? Horaz hat es hierin sehr weit gebracht, vermuthlich um den lyrischen Enthusiasmus desto fühlbarer zu machen.

Des

Des ersten Theils Anderer Abschnitt, von den Theilen der Sprache.

Erstes Hauptstück.

Vom Nennworte.

Das Nennwort (nomen) läst sich aus zween Gesichts-Punkten betrachten, nemlich überhaupt, und nach seinen Untergattungen. Diese Abtheilung ist bequem, seine Beschaffenheiten ausfindig zu machen, und keine von einiger Erheblichkeit vorbey zu gehen.

Um überhaupt zu finden, was ein Nennwort ist, und was es seyn soll, ist es am zuträglichsten, auf das zu sehen, was es bedeutet, und was es bedeuten muß. Die andern Kennzeichen, die man von seiner Beschaffenheit in der Sprache als Wort, oder vielmehr als Schall betrachtet, hernehmen könnte, sind

sind unsicher, weil die Sprachen hierin sehr von einander abgehen. So haben z. B. einige gesagt, das Nennwort sey ein Wort, dem man die Wörtchen, ein, oder der die das vorsetzen könnte. Diese Erklärung ist bloß für die teutsche Sprache. Will man sie allgemeiner machen, und sagen, ein Nennwort ist ein Wort, dem man einen Artikel vorsetzen kann: so ist sie nicht für das lateinische Nennwort, und außerdem muß erst erklärt werden, was ein Artikel ist. Auf diese Art verwickelt man sich in einen Zirkel, aus dem man sich herauszuwickeln alle Mühe haben wird.

Ein jedes Nennwort bedeutet allemahl eine Sache, die wir als eine Substanz, oder als eine Beschaffenheit, eine Eigenschaft einer Substanz ansehen a). Dies ist ein offenbahrer Satz, den man nicht wird in Zweifel ziehen können; aber von dessen Wahrheit man sich doch sehr bald durch eine Betrachtung aller Nenn-

a) Gottsched. Sprachk. Theil 2, Hauptst. 1, §. 2. Alle Wörter nun, die solche erste Gattung von Gedanken der Dinge und ihrer abgesonderten Eigenschaften ausdrücken, die nennen wir Nennwörter.

Nennwörter wird überführen können. Hieraus läst sich zuverläßig schließen, daß die Absicht des Nennwortes sey, die Dinge, die wir als Substanzen und ihre Beschaffenheiten ansehen, zu bezeichnen. Denn dasjenige, was eine Sache beständig thut, muß wol ihre Bestimmung seyn.

Die Nennworte sind jeder Sprache nothwendig, denn wovon will man sonst reden, wenn man nicht von Substanzen und ihren Beschaffenheiten reden will? Die Substanzen und ihre Beschaffenheiten sind es, die den Menschen nützlich oder schädlich seyn können, die alle Wirkungen und Veränderungen, die wir um uns gewahr werden, hervorbringen, die folglich bey allem, was wir denken und thun können, zum Grunde liegen, und darauf sich alles bezieht. Lafiteau sagt zwar in dem letzten Hauptstücke seiner Beschreibung der Amerikanischen Wilden, daß in der Huronschen und Iroquoisischen Sprache das Zeitwort (verbum) alles ausmache; allein seine Meynung kann unmöglich seyn, daß es gar keine Nennwörter in diesen Sprachen giebt. Die Wilden müssen doch von Bäumen, von Oertern,

tern, von Thieren, die sie zu ihrer Nahrung gebrauchen, von Persohnen, mit denen sie zu thun haben, reden, und dieses thun sie auch nach seinem Zeugnisse würklich, indem sie den Menschen, den Flüssen, den Seen Nahmen geben. Diese Nahmen sind aber ja eben die Nennworte. Vermuthlich will er so viel sagen, daß alle Worte bey ihnen vom Zeitworte abstammen, und durch eine gewisse Beugung und Endung desselben gebildet werden.

In den gebildeten Sprachen treffen wir bey dem Nennworte ein Geschlecht an. Im Teutschen giebt es drey Geschlechter, das männliche, weibliche und ungewisse, (neutrum) im Französischen sind ihrer nur zwey, das männliche und weibliche; im Lateinischen und Griechischen kann man ihrer vier zählen, wenn man das gemeinschaftliche (commune) als ein besonderes ansehen will. Hieraus erhellet, daß ihre Anzahl sich auf keine beständige und unveränderliche Ursache gründet, sondern daß es lediglich auf den Gebrauch und die Willkühr der Menschen ankommt, ihrer so viel anzunehmen, als sie wollen. Auch ist die Abtheilung der Wörter nach den Geschlechten

nicht

nicht allemahl mit dem Geschlechte der Dinge selbst einstimmig. Man sagt, das Fräulein, das Weib im ungewissen Geschlechte, obgleich diese Dinge offenbahr zum weiblichen Geschlechte gehören. Die meisten Dinge, die in der Sprache ein Geschlecht haben, haben in der Natur keines, z. B. Stein, Baum, Buch. Daraus folget, daß es bey den Menschen gestanden, den Dingen ein Geschlecht zu geben, welches ihnen gefiel, und daß es nicht die Absicht der Menschen gewesen ist, der Sprache dadurch mehrere Aehnlichkeit mit der Natur der Dinge zu geben. Dieser Satz erhält noch mehr Gewißheit, wenn man erwäget, daß einerley Sache in verschiedenen Sprachen verschiedenen Geschlechts ist; der Baum z. B. ist bey uns des männlichen, bey den Griechen aber des ungewissen Geschlechts. Das Geschlecht also gründet sich nicht auf irgend eine nothwendige Ursache, in so ferne es diesem oder jenem Worte zukommt, ob sich gleich die Menschen nach der Analogie der Natur in den Dingen, die ein Geschlecht haben, richten.

Woher kommt es denn? Und wozu dienet es? Man nehme es einmahl in Gedanken weg, und stelle sich vor, daß keines wäre. Nun versuche man zu reden, und spreche z. B. der gute Frau sagte der bösen Menschen. Versteht man dies? Es kann heißen: die gute Frau sagte dem bösen Menschen, oder der bösen Menschen, oder des bösen Menschen. Was soll es hier heißen? dies ist nicht aus den bloßen Worten zu entscheiden. Also dient das Geschlecht zur Deutlichkeit, daß man sogleich aus dem bloßen Klange der Worte hören könne, welche Worte zusammen gehören sollen, welcher Substanz man eine gewisse Beschaffenheit beylegen will. Je biegsamer eine Sprache ist, desto nothwendiger ist das Geschlecht, weil man da nicht aus dem Platze, sondern bloß aus dem Klange der Worte die Verbindung schließen muß, die ihnen der redende geben will. Dies ist auch wol ohne Zweifel die Ursache, warum die griechische und lateinische Sprache, als die biegsamsten, die meisten Geschlechte, die französische hingegen, als die steifeste, die wenigsten hat.

Bayerische Staatsbibliothek München

Ein jedes Nennwort hat seine Abänderung (declinatio), woferne es nicht entweder durch seine Bedeutung, oder durch eine besondere Einführung der Menschen davon befreyet ist. Sie wird von den verschiedenen Völkern auf verschiedene Art gemacht, von denen drey in den gebildetsten Sprachen vorkommen. Wenn ein Wort soll verändert werden; so kann dieses entweder durch Hinzusetzung, oder Wegnehmung eines Buchstabens, auch einer ganzen Sylbe geschehen. Sollte die Abänderung durch Wegnehmung eines Buchstabens oder einer Sylbe geschehen: so müste das Wort sehr lang seyn, wenn es nach allen Veränderungen noch etwas übrig behalten sollte. Die meisten Worte, insonderheit die Wurzelworte der Sprachen sind sehr kurz, und können folglich diese Umschmelzung nicht vertragen. Dies ist auch vielleicht die Ursache, warum man die Art durch Wegnehmung die Worte abzuändern in den bekannten Sprachen gar nicht, auch vielleicht in keiner auf Erden antrifft.

Es bleibt also die Hinzusetzung übrig, und dieser haben sich die Völker bedienet. Die

Ver-

Bayerische Staatsbibliothek München

Verlängerung eines Wortes am Ende ist am gebräuchlichsten, denn wenn man am Anfange des Wortes anflicken wollte: so liefe man Gefahr, die Worte so sehr zu verstellen, daß sie zuletzt ganz unkenntlich würden, und eben daher schwer zu verstehen wären. Dem ohngeachtet haben doch die Hebräer diese Art, ihre Worte abzuändern, gewählet.

Die Hinzusetzung am Ende ist in bekanntesten Europäischen Sprachen die gewöhnlichste. Die Griechen und Lateiner setzen gemeiniglich eine ganze Sylbe hinzu, die Teutschen aber ordentlich einen Buchstaben, doch in einigen Worten auch eine ganze Sylbe.

Dies sind die Veränderungen, die ein Wort an sich erfahren kann. Man kann aber noch auf eine andere Art anzeigen, daß ein Wort als verändert angesehen werden soll, ob es gleich an sich nicht verändert ist. Dies geschieht, wenn man besondere, eigentlich dazu bestimmte Worte vor die Nennworte setzt. Solche Worte nennt man Artikel. Die Franzosen verrichten ihre Abänderung größtentheils durch den Artikel, die Teutschen aber und Griechen durch Hinzusetzung und Artikel. Mehrere Arten der Abänderung lassen sich nicht den-

ken, weil sie entweder an dem Worte selbst, oder durch ein äuseres Wort, oder durch beydes zugleich nothwendig geschehen muß. Man kann also mit ziemlicher Zuverläßigkeit behaupten, daß in allen Sprachen die Abänderung auf eine von diesen Arten geschehen muß.

Weil die Buchstaben und Sylben, die man am Anfange oder Ende der Worte hinzusetzen kann, auch die Artikel, verschieden seyn können: so kann es auch in einer Sprache mehrere Arten der Abänderung geben, und es steht bey den Menschen, wie viel sie ihrer annehmen wollen. Doch ist es allemahl gut, wenn ihre Zahl nicht zu groß ist, denn die Sprache wird dadurch verwickelt und weitläuftig, schwer zu lernen, zu verstehen, und zu behalten, ohne daß sie eben etwas wichtiges dabey gewinnen sollte.

Aber könnte man nicht die Abänderung ganz und gar entbehren? Rührt sie von einem ohngefähren Einfalle der Menschen, oder von irgend einer dringenden Ursache her? Um diese Frage zu beantworten, ist es nöthig, den Nutzen und die Absicht derselben ausfindig zu machen.

machen. Daß sie nicht zum entbehrlichen Schmuck und Zierrath der Sprache dienet, auch nicht blos ein sonderbarer Einfall der Menschen ist, sieht man aus der Menge und der großen Verschiedenheit der Sprachen, in denen man sie antrifft. Es ist unwahrscheinlich, wo nicht unmöglich, daß den Gewohnheiten, den Sitten, und der Lebens-Art nach so verschiedene Völker auf einerley Einfall in Ansehung der Sprache gerathen, wenn sie nicht eine gewisse gemeinschaftliche Nothwendigkeit dazu treibt. Niemahls stimmen ganz verschiedene und nicht von einem Stamme herkommende Völker mit einander überein, wenn nicht eine Ursache da ist, die auf alle gleich stark wirket. Das ist aber eine nothwendige und das ganze menschliche Geschlecht angehende Ursache. Eine solche muß man folglich auch hier vermuthen.

Und welche ist die? Die Deutlichkeit und die Verständlichkeit im Reden. Diese geht alle Menschen an, alle haben ein gleiches Interesse, allen ist gleich viel daran gelegen, deutlich und verständlich zu reden. Man denke einmahl, daß gar keine Abänderung statt

fände, wie würde man erkennen, welche Nennwörter zusammen gehören, und welche Art der Verbindung unter ihnen statt finden soll. Man spreche einmahl, der Vater liebet der würdigen Sohn. Kein Mensch kann den eigentlichen Sinn heraus bringen, weil man den Satz auf unzählige Arten auslegen kann. So bald man aber saget, der Vater liebet den würdigen Sohn: so versteht ein jeder gleich, was das heißen soll. Es lassen sich noch unzählige andere Beyspiele anführen; man bittet den Leser, sich selbst sie zu bilden, um eine noch größere Ueberzeugung von der Zuverlässigkeit dieses Satzes zu erlangen. Es dient also die Abänderung dazu, daß man gleich aus dem Klange der Worte, ohne weitere Mühe und Nachsinnen mit Sicherheit schließen könne, welche Verbindung der redende unter den Dingen, welche die Nennwörter bedeuten, annimmt, und daß man nicht nöthig habe, den Zuhörer erst seine Meynung errathen zu lassen, oder sie ihm weitläuftig und mühselig zu erklären.

Zu der Abänderung gehört auch die Zahl (numerus). Diese zeigt auf eine unbestimmte

Art

Art an, ob ein, oder mehrere Gegenstände zusammen, eine Beschaffenheit nach unsern Gedanken haben, oder eine Veränderung erlitten haben. Die Anzahl scheint willkührlich zu seyn, denn einige Sprachen haben ihrer drey, andere aber nur zwo. Man könnte ihrer noch mehrere machen, wenn es nicht bequemer wäre, sich der Zahlwörter zu bedienen, als den Nennwörtern dadurch einen überflüßigen Zusatz zu geben, der die Sprache nur verwirrter machen würde, ohne sie kürzer oder verständlicher zu machen.

Diese Zahl findet man gleichfalls in allen gebildeten Sprachen, woraus man schon im voraus muthmaßen kann, daß sie eine allgemeine und dringende Ursache haben, und folglich jeder guten Sprache zukommen muß. Man würde unverständlich und zweydeutig reden, wenn man sagte, der Vater liebet seine Kinder, dadurch anzuzeigen, daß alle Väter, so viel ihrer sind, ihre Kinder lieb haben. Es ist uns viel daran gelegen, zu wissen, ob bey gewissen Gelegenheiten eine oder mehrere Dinge zusammen eine gewisse Beschaffenheit haben, oder eine gewisse Veränderung erfahren haben

 sollen.

sollen. Es ist folglich die Zahl einem, der bestimmet, deutlich, und ohne Mißdeutungen zu besorgen, reden will, völlig unentbehrlich, und aus diesem Grunde auch jeder brauchbaren und ausgearbeiteten Sprache nothwendig.

Eben diese Beschaffenheit hat es auch mit dem Falle (casus). Wenn man spricht, der Vater liebet der Sohn: so weiß niemand, was das heißen soll. Spricht man aber, der Vater liebet den Sohn; so sieht jedermann gleich, was damit gesagt seyn soll. Nach der Rechnung der Sprachlehrer hat man ihrer sechse, so wol in der einzelnen, als in der mehreren Zahl, die ihrer Bedeutung nach zwar verschieden sind; aber der Endung und dem Klange nach gar oft mit einander übereinkommen. So kann man im Französischen, nach der Endung zu urtheilen, eigentlich nur drey zählen. Im Lateinischen giebt es in allen Abänderungen nur fünfe; in mancher auch noch weniger, wegen der Uebereinstimmung der Endungen.

Dies sind die Beschaffenheiten, die allen Nennwörtern von allen Arten zukommen können,

nen, auch größtentheils zukommen müssen. Wenn sich irgendwo Ausnahmen finden: so haben auch die ihren Grund. Es giebt in allen Sprachen einige Worte, denen in der Abänderung die mehrere Zahl fehlet; z. B. Armuth, weil dieses einen gewissen Zustand eines Menschen anzeigt, dieser aber ist allenthalben nur einer, folglich würde es ungereimt seyn, dem Worte die mehrere Zahl zu geben, da man in der ganzen Welt nur eine Armuth findet. Aber warum hat denn Reichthum, welches diesem gerade entgegen gesezt ist, und folglich auch einen Zustand anzeigen muß, die mehrere Zahl? Die Ursache ist leicht einzusehen, Reichthum, so lange es einen Zustand andeutet, hat niemahls die mehrere Zahl, aber in so ferne es diejenigen Dinge bezeichnet, die diesen Zustand verursachen, als Gold, Silber und dergleichen, hat es die mehrere Zahl, weil deren eine größere oder kleinere Menge seyn kann. Ueberhaupt kann man als eine Regel in allen Sprachen annehmen, daß alle Worte, die einen Zustand bedeuten, nicht in der mehrern Zahl vorkommen. Daher haben auch die Nahmen der Gemüthsbewegungen größtentheils nicht die mehrere Zahl, ausgenom-

genommen die Freude, weil die Menschen bemerket haben, daß die Freude verschieden ist, nach Beschaffenheit der Ursachen, aus denen sie entsteht, und daher geglaubt haben, ihr eine mehrere Zahl beylegen zu können.

Auf eben die Art giebt es Wörter, die nur allein in der mehrern Zahl gebraucht werden, als die Mittel, opes, diuitiae, copiae. Die Ursache ist, daß man sich solche Dinge als eine Sammlung vieler andern vorstellt, und diesen Begriff dem Worte mit einverleibet. Die Mittel opes, bestehen aus Gold, Silber, Ueberfluß an allen zur Bequemlichkeit und zum Unterhalt nöthigen Dingen; und diese Mehrheit und Verschiedenheit wird durch die mehrere Zahl ausgedrucket.

Man sagt, die Chinesen sollen gar keine Abänderungen haben b). Wie machen sie es denn, daß sie sich verstehen? Das begreife ich nicht, und es wird vielen schwer zu begreifen seyn. Daß sie alle Fälle (casus) durch den bloßen Platz und die Stellung der Worte anzeigen sollten,

b) Siehe Allgemeine Geschichte der Reisen, Band 6. S. 335.

sollten, scheint auch schwer zu glauben. Denn in kurzgefaßten Sätzen sind nicht Plätze genug, jeden Fall anzuzeigen. Man kann also meines Erachtens diese Erzählung so lange unter die Jesuitischen Wunder rechnen, bis man sichere Bestätigung davon erhalten hat, wofern man nicht lieber ihn anders erklären will.

Da das Nennwort Substanzen und ihre Beschaffenheiten anzeigt: so theilt es sich von selbst in zwo Gattungen, von denen die eine bloße Substanzen, die andere bloße Beschaffenheiten der Substanzen bedeutet. Die erste Gattung nennt man das Hauptwort (nomen substantiuum). Die andere das Beywort (nomen adjectiuum). Beyde wollen wir noch etwas näher betrachten.

Das Hauptwort, eben so wenig wie das Beywort, lassen sich überhaupt durch Merkmahle, die von dem Ton hergenommen sind, erklären, weil dieser in den verschiedenen Sprachen auch sehr verschieden ist. Aber der Gegenstand, den sie anzeigen, die Art des Begriffs, die ihnen anhängt, ist in allen Spra-

chen

chen dieselbe. Es ist ausgemacht, daß das Hauptwort, es mag vorkommen wo es will, und wenn es will, allemahl mit dem Begriffe einer Substanz verbunden ist c). Aber kann man sagen, Liebe ist ohne Zweifel ein Hauptwort, und die Liebe selbst ist doch keine Substanz, sondern vielmehr eine Beschaffenheit derselben. Um diesem Einwurfe zu begegnen, wollen wir die Hauptwörter in eigentliche und uneigentliche abtheilen, die ersten sollen die seyn, welche würkliche Substanzen, die in der Natur gefunden werden, bezeichnen. Daß diese der gegebenen Erklärung zufolge würkliche Hauptwörter sind, daran ist kein Zweifel. Der Zweifel betrift also bloß die uneigentlichen Hauptwörter, diese zeigen keine Substanz, die in der Natur würklich vorkommt, an; sondern nur Eigenschaften und Beschaffenheiten der Substanzen. Zu der Zeit, da man von diesen uneigentlichen Hauptwörtern und den ihnen anhängenden Begriffen redet, legt man ihnen gewisse Beschaffenheiten

c) Grammaire raisonnée tom. I. p. 25. Le substantif est une partie d'oraison, qui sert à nommer les substances.

ten bey, man schreibt ihnen gewisse Wirkungen zu, man sagt, daß sie gewisse Veränderungen gelitten haben: z. B. die Liebe ist blind, alte Liebe rostet nicht u. s. w. Hieraus erhellet, daß man diese Dinge als würkliche Substanzen ansieht, und daß sie auch von jedem dafür angenommen werden. Es ist daher im Reden gleichgültig, ob diese Worte würkliche Substanzen oder eingebildete bedeuten; die Begriffe, die ihnen anhängen, haben in ihrer Anwendung alle Beschaffenheiten, die den Begriffen der würklichen Substanzen zukommen, und folglich gehören auch diese uneigentlichen Hauptwörter mit unter die gegebene Erklärung.

Es fragt sich: ist es aus Irrthum und Unwissenheit, oder mit Fleiß und aus dringenden Ursachen geschehen, daß man solche Beschaffenheiten der Substanzen, als würkliche Substanzen angesehen hat, und noch ansieht? Die Uebereinstimmung der gesittesten Völker zeigt ziemlich wahrscheinlich das lezte. Es ist nicht zu vermuthen, daß weit von einander entlegene Völker, die keine Gemeinschaft mit einander haben, auf einerley Gedanken gerathen

werden,

werden, wenn nicht eine Ursache dazu ist, die bey ihnen allen sich wirksam beweiset. Träfe man die uneigentlichen Hauptwörter bey einigen wenigen Völkern an: so könnte man sagen, daß sie von ohngefähr auf diesen Einfall gekommen wären. Um die Ursache solcher uneigentlichen Hauptwörter zu finden, muß man auf die Begriffe und Denkungs-Art der Menschen sehen, weil die Worte nur der Begriffe wegen da sind. Gesetzt, man hätte bey sich wahrgenommen, daß die Seele von gewissen Dingen und Vorfällen auf eine angenehme Art gerühret wird, so daß sie mit sich selbst und ihrem Zustande alsdenn zufrieden ist, und die beständige Fortdauer desselben wünschet. Es kommen Gelegenheiten vor, da man sich diesen Zustand besonders vorstellen muß, entweder wenn man ihn bey andern wahrnimmt, oder wenn man seine Beschaffenheiten untersuchen, oder wenn man ihn andern mittheilen will. Unter welcher Gestalt wird man sich ihn denn denken? Unter der eine Beschaffenheit der Seele? So muß man beständig die Seele sich mit dabey denken, an statt an den Zustand selbst abgesondert von dieser oder jener Seele zu denken, stellt man sich eine ver-

gnügte Seele vor, und folglich etwas anders, als man sich vorstellen wollte. Es bleibt also nichts anders übrig, als daß man sich diesen Zustand als eine besondere Substanz darstelle, ohne dabey an die Seele selbst, oder sonst an ein anderes Ding ausdrücklich zu denken. Eben dieses muß auch geschehen, wenn man die Beschaffenheiten dieses Zustandes, oder seine Würkungen sich denken will: z. B. daß er der Seele angenehm sey, daß er sie aufheitert, die Gesichtszüge belebet. Denn wenn man an statt dessen denken wollte, ein vergnügter Mensch hat lebhafte und muntere Gesichtszüge, seine Seele ist heiter und mit sich selbst zufrieden: so würde man ganz etwas anders denken, als man zu denken sich vorgesezt hatte, nemlich an die Beschaffenheiten eines vergnügten Menschen, und nicht an die des vergnügten Zustandes. Es ist daher nothwendig, daß man sich den vergnügten Zustand als etwas von der Seele abgesondertes, als etwas vor sich bestehendes vorstelle, um sich die Beschaffenheiten desselben deutlich und bestimmt zu denken. Auf welche Art will man denn nun den Begriff des vergnügten Zustandes am kürzesten und bequemsten ausdrucken?

Man

Man könnte sprechen, angenehmer Zustand der Seele; allein das wäre zu weitläuftig, wäre es nicht besser, wenn man ihn mit einem einzigen Worte ausdrucken könnte? Und wenn dieses ist, welche Gattung von Worten will man dazu nehmen? Ohne Zweifel die Gattung des Hauptwortes, weil man etwas, das man als von allen abgesondert, und vor sich bestehend betrachtet, anzuzeigen vorhat. Es dienen folglich die uneigentlichen Hauptwörter eine Sprache abzukürzen, indem sie uns die Bequemlichkeit geben ein Wort zu gebrauchen, wo wir sonst mehrere setzen müsten. Aber, wird man sagen, ist dieser Vortheil so groß, als der daraus entstehende Schade? Wie viele, ja die meisten gemeinen Leute, stellen sich nicht die Freude, den Zorn, die Dankbarkeit als würkliche Substanzen vor? Wie viele Philosophen haben sie nicht auch als solche angesehen, wenn sie den Begierden eine eigene Seele, der Vernunft wieder eine andere gegeben haben? Diesen Fehler trifft man bey allen alten Philosophen an, vom Pythagoras an bis auf den Aristoteles. Auch unter den neuern haben viele die Einbildungskraft, den Verstand, u. s. w. als so viele besondere Theile

und Stücke der Seele angesehen. Alle diese groben Irrthümer wären vermieden worden, wenn man nicht solche uneigentliche Hauptwörter gemacht hätte. Allein diese Irrthümer rühren nicht von der Sprache, sondern von der Unachtsamkeit der Menschen her, die sich nicht die Mühe geben wollten, auf die eigentliche Bedeutung und die Absicht der Worte, welche sie gebrauchten, acht zu geben.

Die Hauptwörter sind die Grundlage der Sprache. Denn so wie in der Natur die Substanzen alles thun und leiden, so lassen sich in der Sprache die Hauptwörter alles Thun und Leiden zuschreiben. Eine Sprache kann eher ohne Beyworte bestehen, als ohne Hauptworte, weil sich das Beywort immer auf das Hauptwort bezieht, und es als seine Stütze ansieht. Daher richtet sich auch alles in einer Rede nach dem vorzüglichsten Hauptworte, dieses ist der Anführer und Regierer aller übrigen Worte.

Das Beywort, welches man dem Hauptworte zur Begleitung zugiebt, zeigt diejenige Beschaffenheit oder Eigenschaft, in der von

dem Hauptworte angezeigten Sache an, die wir zu der Zeit, da wir reden, am meisten in Betrachtung ziehen. Ein Ding hat viele Eigenschaften, kann viele Beschaffenheiten haben, die uns aber nicht alle zu allen Zeiten gleich wichtig sind. Das Beywort dient dazu, diejenigen, auf die wir am meisten sehen, zu bezeichnen. Es dient aber auch ferner, den Begriff, den ein anderer sich von einem Dinge gemacht hat, genauer zu bestimmen, und den Unterschied zwischen mehreren Dingen anzugeben. Ueberhaupt sind Beywörter diejenigen Worte, deren abgesonderte Begriffe von Beschaffenheiten und Eigenschaften der Dinge anhängen e). Diese Worte sind gemacht, um jeden Platz, den der redende ihnen bey irgend einem Hauptworte geben will, einnehmen zu können, und es ist ihnen gleichgültig, bey welches Hauptwort man sie setzt. Das Beywort achteckigt kann eben so gut bey dem Hauptworte Verstand, als Thurm stehen. Hiedurch ist es einem

e) Grammaire raisonné tom. 1. p. 26. Le nom adjectif est un nom susceptible de genres, de nombres de cas, et de degrés de comparaison, qui sert à marquer la qualité des choses.

einem jeden freygestellt, einem Hauptworte so viele und alle die Beywörter zuzugeben, die ihm gefallen. Weder die Begriffe, noch die Worte haben ein einleuchtendes Merkmahl, aus dem man sogleich ohne Nachsinnen erkennen könnte, welche Beyworte man zu diesem oder jenem Hauptworte setzen muß. Die Begriffe sind so eingerichtet, daß sie keine merkliche Zeichen der Gegenstände, von denen sie hergenommen sind, an sich tragen.

Wieder eine Quelle von Irrthümern, wird man sagen! Wäre es nicht gut, daß man jedem Haupt- und Beyworte ein Zeichen gäbe, aus dem man sogleich abnehmen könnte, ob die und die Haupt- und Beyworte füglich beysammen stehen können? Alsdenn würden die Menschen aufhören thörichte und lächerliche Dinge zu reden, und dies wäre, wie Gellert spricht, die beste Kunst, die Narren klug zu machen, sie mögen wollen oder nicht. Man würde auf diese Art die Wort-Logik, von der Hobbes und nach ihm Leibnitz geredet haben, zu Stande bringen. Allein dies ist so leicht nicht, als man glauben sollte. Denn erstlich ist es noch bey vielen Beywörtern streitig, ob

sie zu diesem und jenem Hauptworte gehören können, oder nicht. Die Weltweisen haben noch nicht ausgemacht, ob körperlich und Seele nicht beysammen stehen können, imgleichen sterblich und Seele. Zweytens würde man die Menschen durch eine solche Einrichtung zu Papegeyen machen, denn sie würden sich gewöhnen nach Anleitung der Zeichen zu reden, ohne sich um die eigentliche Bedeutung der Worte zu bekümmern, und ohne die Eigenschaften der Begriffe selbst zu untersuchen, und sie mit einander zu vergleichen.

Es ist daher nicht unrecht, daß man es dem Verstande und dem Nachdenken eines jeden überlassen hat, einem Hauptworte schickliche Beywörter zu geben. Diejenigen, die in keine grobe Fehler fallen wollen, werden dadurch genöthiget die Begriffe selbst zu vergleichen, und aus deren Verhältnisse die Harmonie oder Mißhelligkeit der Haupt- und Beywörter zu ersehen.

Man findet endlich bey den Beywörtern drey Grade der Vergleichung (gradus comparationis), welche dazu dienen, die verschiedenen

Grade

Grade der Größe, die entweder eine und dieselbe Beschaffenheit bey verschiedenen Dingen hat, oder auch die Größe ähnlicher Beschaffenheiten zu vergleichen, und ihre Vorzüge vor einander auf eine unbestimmte Art anzugeben. Man zählt dieser Grade eigentlich drey, welche in einigen Sprachen in die Beywörter selbst durch eine eigene Endung gebracht sind; in andern aber durch Vorsetzung anderer Worte angedeutet werden. Man könnte ihrer wol viere annehmen, wenn es gebräuchlich wäre die Ausdrücke sehr groß, sehr klein, als einen besondern Grad der Vergleichung anzusehen. Dieser Ausdruck bedeutet, daß eine Sache größer oder kleiner ist als gewöhnlich, und folglich zeigt er eine Vergleichung an.

Anderes Hauptstück.

Von den Fürwörtern

Eine andere Gattung von Worten, die man in allen ausgearbeiteten Sprachen findet, ist die der Fürwörter (pronominum). In allen Sprachen ist ihr Gebrauch nicht gleich stark; z. B. im Lateinischen und Griechischen

nicht so häufig, als in den jezt gebräuchlichen Europäischen Sprachen. Dieses Fürwort bedeutet allemahl eine Beziehung, eine Verbindung einer Sache mit einer Persohn, davon vorher geredet worden ist; oder auch die Persohn selbst, als: ich, du, mein, dein, sein, haben alle diese Bedeutung.

Hieraus fliest, daß durch das Fürwort die öftere Wiederholung des Hauptwortes vermieden werde a). Wenn kein Fürwort wäre, so müste man an statt mein Bruder sprechen: der Bruder derjenigen Persohn, die jezt redet, und an statt du redest, diejenige Persohn, welche jezt hier redet, oder man wäre auch gezwungen, an statt der Persohn seinen eigenen, oder eines andern Nahmen herzusetzen.

Nun

a) Gottscheds Sprachkunst, Hauptstück 5. §. 1. Es ist schon oben gemeldet worden, daß es unbequem seyn würde, in allen Fällen die Hauptwörter selbst zu brauchen. Darum haben alle Sprachen gewisse kleinere Wörter, die man an ihrer Statt brauchet. Und weil sie also für andere gebraucht werden, nennet man sie Fürwörter. S. auch Wolfs vernünftige Gedanken von Gott, §. 306.

Nun wird sich leicht entscheiden lassen, ob die Fürwörter einer Sprache entbehrlich sind, oder nicht. Von der äußersten Nothwendigkeit sind sie freylich nicht, wenn nemlich ein Volk die Weitläuftigkeit liebet, oder auch den Nutzen und die Bequemlichkeit, die die Fürwörter geben, noch nicht eingesehen hat.

Die Fürwörter befördern die Kürze einer Sprache dadurch, daß die weitläuftigen Umschreibungen, die man an ihrer statt setzen müste, durch sie gehoben werden.

Da das Fürwort Persohnen und Sachen bedeutet: so kann man es füglich in zwo Untergattungen abtheilen, nemlich in dasjenige, welches bloß Persohnen, und dasjenige, welches Sachen in Beziehung auf Persohnen bezeichnet. Diese Abtheilung ist auch von einigen Sprachlehrern, aus welchem Grunde weiß man nicht, gemacht worden; sie haben die Fürwörter, welche bloß Persohnen andeuten, pronomina substantiua, und die andern adiectiua, wegen ihrer Aehnlichkeit mit diesen Nebentheilen, genennet. Die substantivischen Fürwörter lassen sich auch in Ansehung ihrer

Bedeutung als würkliche Substantiva ansehen, weil sie allemahl Substanzen bedeuten; bloß die Gestalt macht einen Unterschied zwischen einem Hauptworte und einem substantivischen Fürworte, weil das letztere niemahls, so viel mir bewust ist, nach einer von den Arten der Abänderungen des Hauptwortes sich abändern läst.

Es giebt in allen Sprachen nur drey substantivische Fürwörter, woraus man nicht unrecht muthmaßen kann, daß ihrer nicht mehr seyn können, oder dürfen. Die teutsche Sprache möchte hievon eine Ausnahme machen, wo man Sie, Dero, Denen, Denenselben u. s. w. an statt du und er zu sagen pfleget. Daher man behaupten könnte, daß die Teutschen würklich mehrere substantivische Fürwörter haben. Allein ein jeder weiß, daß die Schmeicheley und der übertriebene Eigennutz ihre Urheber sind, und daß man sie folglich nicht als wahre Söhne, sondern als Bastarte der teutschen Sprache ansehen muß. Die lateinischen und französischen pronomina reciproca können auch nicht als besondere substantivische Fürwörter angesehen werden, da sie ihnen nur

einen größern Nachdruck geben und in der Grund-Bedeutung nichts ändern.

Wenn man eine Persohn anzeigen will: so kann diese entweder die des redenden; oder eine andere seyn. Ist es die des redenden: so entsteht daher das Fürwort der ersten Persohn, ich. Ist es aber die Persohn eines andern: so kann man entweder im Reden sich an sie richten, um ihr zu sagen, daß sie es gewesen ist, die etwas gelitten, oder verrichtet hat; oder man kann auch, ohne sich besonders auf sie zu beziehen, überhaupt anzeigen, daß eine andere Persohn, von welcher vorher war gesprochen worden, irgend eine Veränderung erfahren habe. Im ersten Falle entsteht das Fürwort der zwoten Persohn, du; im andern das der dritten, er. Mehr Fälle lassen sich, so viel ich einsehen kann, nicht denken. Hier ist zu merken, daß das Wort Persohn nicht in der strengen metaphysischen Bedeutung genommen ist, sondern daß es überhaupt an statt jeder Substanz oder Sache gesetzet ist, die man sich im Reden als eine Persohn vorstellet.

Weil die substantivischen Fürwörter als Hauptwörter gebraucht werden, und deren Stelle vertreten: so müssen sie auch die Abänderung und was dazu gehört, haben. Denn da sie in eben die Verbindungen und Verhältnisse mit andern Worten kommen können, in welchen die Hauptwörter selbst würden gestanden haben: so folgt, daß auch bey ihnen die Zeichen angebracht werden müssen, aus denen man diese Art der Verbindung abnehmen kann; das ist aber die Abänderung.

Das Fürwort muß an die Stelle jedes Hauptwortes treten können, von dem vorher die Rede gewesen war. Hätte es ein bestimmtes Geschlecht: so könnte dieses nicht geschehen. Folglich muß das substantivische Fürwort gar keines haben. Auch hierin ist das substantivische Fürwort von dem Hauptworte verschieden.

Die eigentlichen adjektivischen Fürwörter sind, mein, dein, sein. Die übrigen, als dieser, jener, derselbe, sind eigentlich das Fürwort der dritten Persohn, welches durch besondere

sondere Nebenbedeutungen etwas genauer bestimmt ist: z. B. dieser heist so viel, als er, auf den ich zeige. Diese sind von jenen bloß darin unterschieden, daß sie verschiedene Geschlechte haben, wie die Beywörter. Die adjektivischen Fürwörter haben deswegen mehrere Geschlechte, damit man daraus gleich die Sache erkennen könne, welche mit der Persohn in Verbindung stehen soll.

Drittes Hauptstück.

Von den Zeitwörtern.

In allen gebildeten Sprachen findet man Zeitwörter (verba), und sie machen keinen geringen Theil von ihnen aus. Sie zeigen überhaupt den Zustand an, in dem sich die Dinge finden können, oder wenn man lieber will, die Beschaffenheiten und Eigenschaften, die den Dingen zukommen können, verknüpft mit der Vorstellung, daß sie einem Dinge zukommen, ohne jedoch zu bestimmen, welches dieses sey a). Die Zeitwörter haben die Bedeutung

a) Gottsched Sprachkunst, Th. 2. Hauptst. 1. §. 3.

Die

tung eines Hauptwortes, nebst der, daß sich diese in einem gewissen unbestimmten Subjekte findet. Wenn man also ein Hauptwort und ein Zeitwort mit einander verbindet: so zeigt das erste den Gegenstand, das andere aber die Be-

Die zweite Gattung von Gedanken betrifft alle Veränderungen, die mit den Dingen durch ihre Wirksamkeit und Thätigkeit, oder auch durch das Leiden vorgehen ---- Alle diese Veränderungen aber sind entweder gegenwärtig, oder bereits vergangen, oder zukünftig, und beziehen sich also ganz deutlich auf eine gewisse Zeit. Dieser Umstand macht, daß man alle Wörter, die solche Gedanken des Thuns und Leidens ausdrücken, unter die zweyte Gattung derselben, nemlich der Zeitwörter rechnen kann.

Wolf vernünftige Gedanken von Gott, §. 307. Man hat auch besondere Worte nöthig gehabt, dadurch man die Verbindung der Eigenschaften mit dem Wesen, ingleichen die Veränderungen derselben, wie nicht weniger ihr Thun und Leiden andeutete.

Grammaire raisonnée tom. 1. p. 39. Le verbe est une partie d'oraison susceptible de tems, de modes, de nombres et de conjugaison, qui sert à exprimer nos actions, les operations de notre esprit et l'état ou nous nous trouvons par rapport aux personnes, aux tems et aux circonstances.

Beschaffenheit an, die sich unserer Meynung nach bey ihnen finden soll.

Die Ursache, warum die Zeitwörter nur die Veränderungen überhaupt anzeigen, ist eben dieselbe, die bey den Beywörtern statt findet.

Das Zeitwort hat in allen bekannten Sprachen eine Abwandelung (conjugatio), das heist, es werden Sylben und Buchstaben hinzugesetzt, um dadurch dem Zeitworte noch verschiedene Neben-Bedeutungen zu geben, oder die Haupt-Bedeutung mehr einzuschränken und durch gewisse zufällige Umstände zu bestimmen. Es kann diese Veränderung so wie bey dem Nennworte entweder durch eine Veränderung des Zeitwortes selbst, oder durch Vorsetzung anderer Worte, oder durch beydes zugleich geschehen. Die Veränderung des Wortes selbst kann entweder durch Hinzusetzung, oder durch Wegnehmung, oder auch durch Versetzung eines Buchstabens, auch einer Sylbe geschehen. Eine von diesen Arten der Veränderung allein würde nicht hinreichend seyn, alle Arten der Abwandelung auszudrucken; daher

daher hat man ihrer mehrere bey einem Zeitworte zusammen angebracht. Welche von ihnen man wählen wollte, das kam auf das Gutbefinden der Menschen an, weil es einem Worte an sich gleichgültig ist, auf welche Art es verändert wird. So haben die Lateiner die Versetzung, die Wegnehmung, und Hinzusetzung gewählet, worin sie mit den Griechen übereinkommen, wenn man das perfectum optatiui und conjunctiui und die dritte Persohn im plurali des perfecti im passiuo bey einigen Zeitwörtern ausnimmt. Die Griechen haben auch noch die Hinzusetzung einer Sylbe, oder eines Buchstabens am Anfange des Wortes, oder das augmentum, worin sie mit den Teutschen übereinkommen, ausgenommen daß jene es häufiger, als diese gebrauchen. Die bekanntesten unter den jetzt in Europa im Schwange gehenden Sprachen bedienen sich der Vorsetzung besonderer Worte, oder der Hülfswörter.

Da die Sylben und Buchstaben, die man bey einem und demselben Worte hinzusetzen, oder weglassen, oder versetzen kann, verschieden seyn können: so kann es auch in einer

Spra-

Sprache mehrere Arten der Abwandelung gegeben. Und so ist es auch würklich in den meisten Sprachen. Ihre Anzahl beruhet auf den Willen derer, die eine Sprache reden, dem Zeitworte kann es gleich viel seyn, auf wie viele Arten es abgeändert wird. Doch ist es allemahl gut, wenn ihre Anzahl so klein als möglich ist, damit die Sprache nicht verwirret, und schwer gemacht werde.

Ein jedes Zeitwort nach einer eigenen und besondern Art abändern, würde eine Sprache unnütz weitläuftig, schwer zu erlernen und zu reden machen. Daher hat man gewisse Arten von Abänderungen festgesetzt, nach denen sich alle Zeitwörter, so viel sich thun läßt, richten müssen; damit man gleich im Stande sey, nach der Vorschrift eines einzigen viele andere abzuändern. Doch giebt es in allen Sprachen Abweichungen von diesen Vorschriften, woran entweder die Bedeutungen der Zeitwörter, oder auch ihre Gestalt, die sich nicht in den angenommenen Form zwingen lassen will, oder auch eine alte Gewohnheit, die man nicht ändern kann, weil sie zu allgemein ist, schuld sind. Solche Zeitwörter werden

unre-

unregelmäßige (anomala) genennet, zu welchen man auch die mangelhaften (defectiua) rechnen kann. Es ist aber einer Sprache vortheilhaft, wenn sie wenige dergleichen Zeitwörter hat, weil sie dadurch ordentlicher, regelmäßiger, und folglich leichter wird. Noch besser wäre es, wenn sie gar nicht vorhanden wären, welches aber nur von einer Sprache erwartet werden kann, die auf einmahl ganz erfunden und vollkommen gemacht würde.

Bey der Abwandelung kommt zuerst das Geschlecht (genus) vor. Die lateinischen und griechischen Sprachlehrer zählen vier Gattungen, nemlich im Lateinischen das actiuum, passiuum, neutrum, deponens, im Griechischen das actiuum, passiuum, neutrum und medium. Die drey ersten Gattungen sind in beyden Sprachen einander völlig gleich, das deponens und medium aber nur darin unterschieden, daß das erstere kein actiuum und passiuum von eben der Wurzel vor sich hat, das leztere aber gemeiniglich beydes. Im Teutschen hat man nur drey Gattungen, denn das reciprocum macht keine besondere aus, weil es vollkommen nach dem actiuo geht,

und nur die pronomina verdoppelt werden. Im Französischen giebt es ihrer wiederum vier, nemlich actiuum, passiuum, reciprocum und neutrum. Hierbey entsteht die Frage, ob man das neutrum, oder die ungewisse Gattung, als eine besondere Gattung des Zeitwortes ansehen könne; oder ob sie sich nur so durch die Unachtsamkeit der Sprachlehrer eingeschlichen habe? Will man die Gattungen des Zeitwortes nach den besondern Arten der Nebenbedeutungen unterscheiden: so ist freylich die ungewisse Art eine Gattung desselben. Allein nach eben diesem Unterscheidungs-Grunde gehört auch das reciprocum, und andere Gattungen, davon man, wo ich nicht irre, in den Hebräischen Abwandelungen Beyspiele antreffen wird, unter die allgemeinen Gattungen des Zeitwortes in allen Sprachen. Und diese hat man doch ganz vorbey gelassen. Ferner thut diese Abtheilung der Zeitwörter zur grammatischen Kenntniß derselben gar nichts; weil sie nicht allemahl einen Einfluß in die Abwandelungen oder in das Genie einer Sprache hat. Will man nun die Zeitwörter bloß nach den Verschiedenheiten, und dem Eigenthümlichen ihrer Abwandelungen abtheilen: so gehört die ungewisse Gattung gar

nicht unter die besondern Arten des Zeitwortes, weil sie in der Abwandelung in keiner bekannten Sprache etwas eigenthümliches hat. Hierauf sahen diejenigen, welche diese Abtheilung machten, aber, weil die übrigen Gattungen, die sie angegeben haben, bloß nach der Beschaffenheit der Abwandelung eingetheilt sind. Ihre Abtheilung ist also von der einen Seite unrichtig, von der andern unvollkommen.

Es bleiben also immer nur zwo Hauptgattungen des Zeitwortes, nemlich die thätige und leidende (actiuum und passiuum), von denen die übrigen nur in gewissen zufälligen Dingen, die auf das Gutdünken der redenden ankommen, unterschieden sind. Diese beyden scheinen allen Sprachen unentbehrlich zu seyn, weil man sie in den meisten und besten antrift. Das erhellet auch aus ihrer Bedeutung. Die thätige Gattung zeigt an, daß eine Sache eine gewisse bestimmte Beschaffenheit hat, oder hervorbringet; die leidende aber, daß andere Dinge eben dieselbe Beschaffenheit in Ansehung eines andern haben, oder sie gegen solches richten, oder sie in ihm hervorzubringen trachten. Ein

Bey=

Beyspiel wird die Sache deutlicher machen. Die Liebe ist eine Beschaffenheit, diese besitzen heist lieben in der thätigen Gattung, und ich liebe heist so viel, als in mir ist die Liebe. Ist hingegen die Liebe nicht in mir; sondern in irgend einem andern Dinge, welches sie auf mich richtet: so heist es: ich werde geliebet. Nun aber bedeutet das Zeitwort die Beschaffenheiten der Dinge, verbunden mit dem Begriffe des Daseyns bey irgend einer Sache. Dieses Daseyn aber ist zwiefach, entweder ist die Beschaffenheit selbst, oder nur ihre Richtung auf einen Gegenstand; dieses auszudrucken müssen zwo Abwandelungen des Zeitwortes seyn.

Gemeiniglich pflegt man zu sagen, die thätige Gattung zeige ein Thun, die leidende aber ein Leiden an. Dies scheint mir nicht gar zu richtig, ob es gleich den Benennungen dieser Gattungen gemäß ist. Denn wenn ich höre, so leide ich, nemlich daß der Schall durch mein Hören in die Seele dringt; aber wenn ich gehöret werde, so thue ich etwas, nemlich ich mache Lärm. Ferner giebt es viele Zeitwörter, die keine Handlung, sondern einen Zustand anzeigen, als stehen, liegen, krank seyn, aegrotare,

tare, und andere mehr. Dies hat mich bewogen, von dieser Erklärung abzugehen: ob die meinige besser ist, mögen Kenner entscheiden, ich läugne nicht, daß noch einige Dunkelheiten dabey sind, vielleicht sind andere so glücklich sie zu heben.

Bey jeder Abwandelung, sie mag nun in der leidenden oder in der thätigen Gattung seyn, kommen verschiedene Arten (modi) vor. Ihre Anzahl ist nicht allgemein zu bestimmen, wenigstens scheint kein Gesetz hier statt zu finden, weil einige Sprachen mehr, andere weniger haben. So haben die Griechen die wünschende Art (optatiuum) als eine eigene für sich, die dagegen im Lateinischen fehlt, im Französischen aber nur sehr unvollkommen ist. Die Ursache scheint diese zu seyn, daß einige Völker sich einer Art an statt zwoer bedienen, der Lateiner zeigt mit seinem coniunctiuo das an, was der Grieche durch den optatiuum und coniunctiuum andeutet.

Aus der Bedeutung des Zeitwortes in den verschiedenen Arten erhellet, daß sie die Gemüthslage des redenden gegen die Beschaffenheit,

wovon er spricht, ausdrucken. Zeigt man eine Sache oder eine Beschaffenheit, die sich irgendwo findet, überhaupt und unbestimmt an, ohne auf Zeit, Persohn und Gegenstand, in dem sie seyn soll, zu sehen: so entsteht die unbestimmte Art (modus infinitiuus), z. B. lieben, thun. Sezt man hinzu noch die Zeit und die Persohn, oder den Gegenstand, so daß der Ausdruck mehr eingeschränkt und bestimmt wird: so kommt die anzeigende Art (modus indicatiuus) heraus, z. B. ich liebe, ich werde gehen. Wird zu der Grund-Bedeutung des Zeitwortes noch die eines Wunsches, oder der Ungewißheit, oder das Merkmahl einer Verbindung mit andern Zeitwörtern hinzugesetzet: als, wenn die Türken gesiegt hätten, wo eine Ungewißheit, auch ein Wunsch, und ein Zusammenhang mit einem vorhergegangenen Zeitworte, statt haben kann: so entsteht die verbindende Art (modus coniunctiuus). Wenn endlich zu eben dieser Haupt-Bedeutung noch die eines Befehls nebst der Bestimmung der Persohn gefüget wird: so entspringt daher die befehlende Art (modus imperatiuus) b).

b) S. Gottsched. Sprachkunst, Hauptstück 6. §. 4. Grammaire raisonnée tom. I. p. 50. seqq.

Diese Arten lassen sich verschiedentlich anzeigen, wie aus der Verschiedenheit der Sprachen in diesem Stücke erhellet. Ein jedes Volk hat davon die gewählet, welche ihm am bequemsten schien. Man könnte sie ganz entbehren, wenn man eigene Worte machen wollte, alle diese Nebenbedeutungen anzuzeigen. Allein dieses würde eine Sprache weitläuftiger machen, ohne ihr doch einigen wesentlichen Vortheil zu verschaffen.

Zur Abwandelung gehört auch die Zeitendung (tempus), welche man gleichfalls in allen ausgearbeiteten Sprachen antrifft. Sie drückt auf eine unbestimmte Art aus, wenn eine Beschaffenheit unserer Meynung nach bey einer Sache seyn soll. Ihre Anzahl ist willkührlich, welches aus der Verschiedenheit der Sprachen in diesem Stücke erhellet. Ja man könnte sie ganz entbehren, wenn man sie durch besondere Worte anzeigen wollte. Sie werden theils durch besondere Beugungen des Zeitwortes, theils durch Hülfswörter, theils durch beydes zugleich angezeigt.

Weil

Weil die Zeit sich füglich in drey Theile theilen läst, nemlich in die gegenwärtige, vergangene und zukünftige: so giebt es auch drey Hauptarten der Zeitendung, die übrigen hängen von gewissen Nebenvorstellungen, und Unterabtheilungen der erstern ab, welche die Haupt-Bedeutung noch etwas mehr einschränken, und genauer bestimmen. Aus diesem Grunde ist die Anzahl der Zeitendungen, in den verschiedenen Sprachen, verschieden.

Die Zeitendungen haben wieder ihre Zahlendungen, wenn man die unbestimmten; oder ungewissen Zeitendungen ausnimmt. Diese zeigen überhaupt und allgemein die Anzahl der Dinge an, denen man eine Beschaffenheit zuschreibt. Im Griechischen giebt es ihrer drey, im Lateinischen aber, und in den bekanntesten Europäischen Sprachen, deren man sich jetzt bedienet, nur zwo. Es scheint auch an sich die mittlere Zahlendung (dualis) ziemlich überflüßig, weil man mit eben so vieler, ja noch mehrerer Bequemlichkeit und Deutlichkeit, das Zahlwort Zwey hinzusetzen kann. Man könnte nach dieser Aehnlichkeit Zahlendungen für jede Zahl machen, und dadurch die Zahlwör-

ter ersparen. Allein das hieß eine Sprache unnöthig weitläuftig machen und ihr doch nichts helfen.

Die Zahlendungen dienen das Zeitwort mit den Hauptwörtern, zu denen es gehören soll, genau zu verbinden. Man spreche einmal an statt haben deine Kinder gesagt, hat deine Kinder gesagt; so kommt ein ganz verkehrter Sinn heraus. Aus dieser Ursache ist es auch ohne Zweifel geschehen, daß die Zahlendungen in den bekanntesten Sprachen durch eigene Endungen des Zeitwortes angedeutet werden, ob sie gleich auch aus den Fürwörtern in vielen Sprachen könnten erkannt werden. Denn weil die Fürwörter oft wegbleiben und an deren Stelle die Hauptwörter kommen: so muß immer sonst noch ein Kennzeichen seyn, das dem Zeitworte selbst angehängt ist, aus dem man die Zahl sicher schließen kann.

Endlich sind noch die Persohnen zu merken. Diese bezeichnen und bestimmen die, welche reden, und die Sachen, wovon geredet wird, genauer. Sie überheben uns der Mühe, beständig genau auf den ganzen Zusammenhang der Rede zu merken, indem wir bey jedem

Zeitworte an die Dinge, wovon gesprochen wird, erinnert werden. Sie machen die Rede kürzer, indem sie die öftere Wiederholung der Hauptwörter verhindern, und eben dadurch machen sie die Sprache zugleich angenehmer und zierlicher. In einigen Sprachen werden sie bloß durch eigene Beugungen des Zeitwortes angedeutet, in andern aber durch Fürwörter und Beugungen zugleich. Dieses letztere scheint sehr unbequem zu seyn, weil es die Rede weitläuftiger macht, ohne ihrer Deutlichkeit etwas hinzuzusetzen. In einigen Fällen ist es freylich bequem, als beym Fragen, wo man bloß durch den Platz des Fürwortes die Frage andeutet, dagegen man sie in den Sprachen, wo keines ist, entweder durch den Ton, oder durch ein anderes dazu bestimmtes Wort zu erkennen geben, oder sie auch errathen lassen muß. Z. B. hast du? habesne? habes?

Viertes Hauptstück.

Von den Bestimmungswörtern.

Die Bestimmungswörter (particulae) werden in allen gebildeten Sprachen ange-

troffen. Ihr allgemeiner Gebrauch scheint wol dieser zu seyn; die Sätze, die Folgen ganzer Sätze und Perioden aus einander und auf einander anzudeuten, die verschiedenen Lagen unserer Seele kurz anzuzeigen, und das allgemeine in den andern Arten der Worte einzuschränken, so daß wir mit einer Sprache, die größtentheils aus allgemeinen Ausdrücken besteht, doch auch Individua schildern können a).

Sie

a) *Locke* de l'entend. Liv. 3. chap. 7. §. 1. 2. Outre les mots qui servent à nommer les idées qu'on a dans l'esprit, il y en a un grand nombre d'autres qu'on employe pour signifier la connexion que l'esprit met entre les idées ou les propositions, qui composent le discours. ------ Or ces mots par lesquels l'esprit exprime cette liaison qu'il donne aux differentes affirmations ou negations pour en faire un raisonnement continué, ou une narration suivie, on les appelle en general des particules.

Gottscheds Sprachkunst, Hauptst. 1. §. 4. Die dritte Gattung der Gedanken beschäfftigt sich nur mit den verschiedenen Verhältnissen, Verbindungen und Umständen, kurz mit den mannigfaltigen Bestimmungen, darinn sich so wol die Dinge, als ihr Thun und Leiden oft befinden.

Sie sind gröstentheils einsylbig, weil sie sonst die Rede zu sehr verlängern würden. Eins hat oft mehrere Bedeutungen, weil sonst ihre Anzahl gar zu sehr anwachsen müste, und dadurch die Sprache gar zu weitläuftig machen. Doch ist es gut, wenn diesen Bedeutungen nicht gar zu viel, oder wenn sie nicht gar zu weit von einander entfernet sind, weil man sonst erst nachsinnen muß, um den Verstand herauszufinden. Durch sie wird eine Sprache lebhaft und geschickt uns zu rühren. Das allgemeine rührt nicht, aber das individuelle, und dieses kommt durch sie in die Sprache. Daher sind die griechische und teutsche Sprache sehr lebhaft, weil sie viel Bestimmungswörter haben und gebrauchen.

Die Sprachlehrer haben die Bestimmungswörter in viele Classen nach Maaßgebung ihrer Bedeutung abgetheilt, wir wollen vor etwas beybringen zuerst vom Nebenworte (aduerbio). Dieses hängt bald mit dem Zeitworte, bald mit dem Beyworte zusammen; mit dem Hauptworte hat es fast gar keine Gemeinschaft, weil zu dessen näherer Beschrei-

bung

bung die Beywörter eigentlich bestimmet sind b).

Die Eigenschaft oder Absicht der Nebenwörter ist, das was die Zeitwörter, Haupt- und Beywörter allgemein ausdrucken, mehr einzuschränken, dadurch unsere Beschreibungen ihren Gegenständen angenehmer zu machen, und die Lücken auszufüllen, die die genannten Wörter in der Beschreibung nachlassen. Die Vorwörter (praepositiones) machen eine andere Gattung der Bestimmungswörter aus. Diese beziehen sich auf das Hauptwort, und dessen Substituten das Fürwort c), und zeigen die Verbindungen unter zweyen oder mehrern

b) Gottsched spricht in seiner Sprachkunst, Hauptstück 8. §. 1. Es beziehen sich die Nebenwörter auf das Thun oder Leiden, oder auf die Zeitwörter überhaupt, nicht aber auf die Nennwörter oder Fürwörter. Dagegen läßt sich einwenden, daß man täglich sehr groß, sehr geschickt, longe praestantissimus, redet, wo offenbahr das Nebenwort zu dem Beyworte gehört. Eben so sagt man viel Geist, wenig Wissenschaft, scientiae parum, wo das Nebenwort zu dem Hauptworte gehöret.

c) S. Gottscheds Sprachkunst, Hauptst. 9. §. 1.

rern Hauptwörtern an, die zusammen von einem Zeitworte regieret werden. Daher sind ihnen auch allen gewisse Fälle (casus) des Hauptwortes zugeordnet, damit man gleich sehen könne, zu welchem Hauptworte sie gehören, und es bestimmen sollen. Welchen Fall man einem jeden zugeben will, das kommt auf den Gebrauch und die Willkühr der Menschen an, weil in ihren Bedeutungen selbst nichts liegt, das diesen Fall vor jenen erfordern sollte. Es giebt ihrer auch einige, die mehrere Fälle regieren, aber alsdenn ist es ein Zeichen, daß sie mehr als eine Bedeutung haben, die man aus dem Falle und der Verbindung, in der sie stehen, jedesmahl schließen muß.

Die Bindewörter (coniunctiones) dienen, das Verhältniß, welches wir einzelnen Gedanken, oder Begriffen, und ganzen Sätzen geben, zu bezeichnen. Sie zeigen, welche Sachen zusammen gehören, welche aus einander folgen, welche von einander getrennet werden sollen.

Die Zwischenwörter (interiectiones) zeigen die Gemüthsbewegungen an, die bey einer Rede, oder Sache plötzlich in uns entstehen. Daher sind sie gröstentheils einsylbig, und bestehen aus den Tönen, die den plötzlich aufsteigenden Gemüthsbewegungen angemessen sind. Ihre Anzahl vermehrt sich bey uns noch täglich, vermuthlich sollen auch die Spieße, wie sie der Herr Prof. Feder nennt, eine Art von ihnen seyn, um dadurch ein Stocken und Anstoßen in der Rede, einen unvermutheten Einfall, der noch kommen soll, oder sonst etwas ähnliches anzuzeigen. So nützlich sie an sich sind, so sehr werden sie gemißbrauchet, so daß jetzt kein witziges Buch erscheint, ohne bey der gleichgültigsten Sache auf jeder Seite ihrer etliche zwanzig zu haben.

Fünftes Hauptstück.

Von der Wortfügung.

Die Wortfügung ist die Baukunst der Sprache, sie lehret die Worte in gehöriger Ordnung, in ihren gehörigen Endungen und Abweichungen zusammen setzen; sie verbreitet

breitet Licht und Harmonie über unsere Ausdrücke. Man sollte glauben, sie müste bey allen Völkern und in allen Sprachen einerley seyn, weil alle Menschen nach einerley Gesetzen denken. Indessen ist sie es nicht, eine jede Sprache hat ihre eigenthümlichen Arten die Worte zu verknüpfen. Dieses kommt daher, daß in der Sprache überhaupt sehr viel willkührliches ist, welches jedes Volk nach eigenem Gefallen einrichten und bestimmen kann.

Jedoch giebt es einige Regeln, die allgemein in den bekanntesten Sprachen beobachtet werden, und von denen man mit ziemlicher Zuverläßigkeit behaupten kann, daß sie in jeder Sprache statt finden müssen. Wir wollen die merkwürdigsten hersetzen, und es der Scharfsinnigkeit des Lesers überlassen, noch mehrere hinzu zu denken. Die erste und fast in allen Sprachlehren anzutreffende Regel ist: das Hauptwort muß mit dem Beyworte, welches ihm zugegeben worden ist, in Ansehung der Fall-Endung, Zahl-Endung und des Geschlechts übereinkommen. Der Grund dieses Gesetzes ist die Deutlichkeit und Verständlichkeit der Rede, ein Grund, der bey allen Völkern gleich stark wirket,

weil

weil allen daran gelegen ist verstanden zu werden. Daher kann man nicht ohne Wahrscheinlichkeit behaupten, daß diese Regel eine Regel aller Wortfügungen sey. Wenn ein kurzer Satz da ist, worinn nur ein Haupt- und Beywort sich finden: so ist diese Regel freylich so nothwendig nicht, weil man leicht aus der Bedeutung errathen kann, daß beyde zusammen gehören sollen. Indessen ist es doch auch hier besser, alles durch den Klang der Worte zu bestimmen, als etwas errathen zu lassen, um allen Mißverstand, so viel möglich, zu verhüten. In langen Sätzen ist sie durchaus unentbehrlich, weil man sich da leicht irren kann, wenn mehrere Haupt- und Beywörter zusammen kommen. Dem ohngeachtet haben sich doch die Lateiner in ihren Gedichten, die Griechen auch in ihren ungebundenen Reden die Freyheit erlaubet, diese Regel zu verletzen; der Grieche sagt, οἱ σοφοὶ τῶν ἀνθρώπων vermuthlich um des Wohlklanges willen, οἱ σοφοὶ ἄνθρωποι würde gar zu monotonisch und unangenehm klingen. Die Gewohnheit macht solche Ausdrücke zuletzt verständlich, im Anfange aber sind sie allezeit dunkel. Es ist auch nicht zu läugnen, daß dergleichen Abweichungen von der

Regel

Regel einige Lateinische Dichter, insonderheit aber die Griechischen Schriftsteller den Anfängern sehr schwer machen, zum offenbahren Beweise, daß jede Ueberschreitung dieser Regel eine Verletzung der Deutlichkeit ist.

Ein anderes Gesetz der Wortfügung ist: wenn Hauptwörter zusammen kommen, von denen wir eine gewisse Art der Verbindung behaupten wollen: so steht dasjenige von ihnen, welches man als einen Theil, eine Wirkung, ein verbundenes (connexum) des andern ansieht, in der zwoten Fallendung (genitiuo), dasjenige hingegen, welches das Haupt der Vergleichung ist, bleibt unverändert in der ersten Fallendung (nominatiuo). Denn dasjenige Hauptwort, welchem man ein anderes zur Verbindung zugeben will, darf nur schlechthin angezeigt werden, und daher bleibt es in der ersten Fallendung, welche dazu bestimmt ist, die Dinge schlechtweg zu nennen. Das andere Hauptwort aber darf nicht unverändert bleiben, weil man sonst glauben würde, daß beyde nichts mit einander zu thun haben sollten. Man setzt es aber in der andern Fallendung, weil diese dazu bestimmt ist, dergleichen Verhältnisse zu bezeichnen.

Ein drittes Gesetz in den bekanntesten Sprachen ist: das Zeitwort, wenn es in der thätigen Gattung vorkommt, hat es die vierte Fallendung (accusatiuum) desjenigen Hauptworts, auf welches die Handlung gerichtet ist, bey sich, und die erste desjenigen, welches die Handlung verrichtet, mit dem es auch in gleicher Zahlendung steht. Von dem ersten Theile dieser Regel finde ich keinen zulänglichen Grund anzugeben, ob gleich einer seyn muß, da er in so verschiedenen Sprachen statt findet. Daß aber die erste Fallendung desjenigen steht, welches die Handlung verrichtet, kommt daher, daß dieses nur schlechtweg angezeiget werden darf, welches durch die erste Fallendung geschicht. Es muß auch das Zeitwort mit diesem in gleicher Zahlendung stehen, damit man sogleich sehen könne, von wem behauptet wird, daß er etwas verrichtet habe, oder wem die Handlung zugeschrieben wird.

Die vierte Regel heist: wenn mehrere Zeitwörter zusammen kommen, die eine Verbindung mit einander haben sollen: so stehen diejenigen in der unbestimmten Art (infinitiuo), die die vorzunehmende Handlung anzeigen sollen.

len. Denn alsdenn braucht die Handlung nur überhaupt genennet zu werden, weil ihre nähere Bestimmungen und Einschränkungen schon durch die vorhergehenden Zeitwörter angezeigt worden sind.

Das fünfte Gesetz ist: die Bindewörter vereinigen und trennen gleiche Zahlendungen der Zeitwörter, und gleiche Fälle und Zahlendungen der Haupt- und Beywörter. Sie thun nichts als nur die Dinge zusammennehmen, oder von einander absondern, und bringen sie folglich alle zu einer gemeinschaftlichen Absicht zusammen, daher werden alle dem Einflusse eines einzigen unterworfen, und müssen folglich alle in ihren Zahlendungen übereinkommen.

Anderer Theil
von
der Erfindung der Sprache.

Einleitung.

Die Frage, wie ist die Sprache entstanden oder erfunden worden? kann nicht gehörig beantwortet werden, wenn nicht vorher ausgemacht ist, wer sie erfunden hat. Zween Gegenstände können sie hervorgebracht haben, Gott, oder der Mensch. Die Antwort muß nothwendig anders ausfallen, wenn Gott der Urheber der Sprache ist, anders, wenn es der Mensch ist. Es muß daher ausgemacht werden, welcher von ihnen beyden es nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit seyn soll. Diese Frage ist noch nicht entschieden, Herr Süßmilch vertheidigt die Sache Gottes, und Rousseau scheint der Sache der Menschen geneigter zu seyn; ob er sich gleich, wie er selbst in seiner Abhandlung von der Ungleichheit unter den Menschen gesteht, nicht aus allen Schwie-

rigkeiten heraushelfen kann. Aus diesem Grunde erfordert die Entscheidung dieser Frage etwas mehr Aufmerksamkeit, damit wo möglich dieser Streit einmahl vor allemahl gehoben, und etwas zuverläßiges festgesetzet werde. Der vornehmste Grund, auf den sich Herr Süßmilch, wo mich nicht mein Gedächtniß trüget, stüzt, ist die Unmöglichkeit, von Seiten der Menschen, eine Sprache zu erfinden. Um ihn aus dem Wege zu räumen, muß die Möglichkeit dargethan werden, daß die Menschen überhaupt, sie mögen beschaffen seyn wie sie wollen, wild oder gesellschafftlich, unwissend oder verständig, eine Sprache erfinden können, und daß es auch den rohesten Menschen nicht unmöglich ist, eine Sprache zu erfinden. Allein die bloße Möglichkeit ist hier noch nicht hinlänglich, es ist vieles möglich, das deswegen noch nicht würklich ist, und was möglich ist, wird nicht allemahl würklich. Es fragt sich also: wie ist diese Möglichkeit in die Wirklichkeit übergegangen? Wie verfielen rauhe, ungesittete, wilde Menschen darauf, eine Sprache zu bilden, und wie legten sie den Grund zu der Ausführung ihres Vorhabens?

Die ersten Gründe einer Sache machen noch nicht die Sache ganz aus, die Zeit, die Erfahrung, der Witz setzen vieles hinzu, und bringen sie endlich zur Vollkommenheit. So geht es mit allen menschlichen Künsten und Wissenschaften, so geht es auch mit der Sprache. Folglich muß auch gezeigt werden, wie die Menschen das System der Sprache aus ihren ersten Anfangs-Gründen nach und nach aufgeführet, ausgearbeitet, und ausgeschmükt haben.

Dieser Anleitung zufolge theilt sich dieser andere Theil gleich dem ersten, in zween Abschnitte. Der erste handelt von der Möglichkeit in Ansehung der Menschen, eine Sprache zu erfinden, und ihrer ersten Grundlage. Um von dieser streitigen Sache einen unpartheiischen Begriff zu geben, ist es nützlich die Gründe von beyden Seiten darzustellen, welche so wol für, als wider die Erfindung von Menschen sind. Dies geschieht im ersten Hauptstücke, worin der Streit nicht entschieden; sondern der Entscheidung des Lesers überlassen wird. Die Auflösung der gemachten Zweifel giebt die ganze folgende Abhandlung.

Zur Sprache gehören Töne und Vorstellungen. Töne kann der Mensch von allerley Arten hervorbringen, auch Vorstellungen kann er haben, das läugnet niemand: Aber kann er auch Vorstellungen ohne Töne, ohne damit verbundene Worte haben? Wird diese Frage verneint: so kann der Mensch keine Sprache erfinden. Denn erfindet er die Töne eher als er Begriffe hat: so sind es leere Töne, und daher ist es keine Sprache; nach den Vorstellungen aber kann er sie nicht erfinden, weil er ohne sie, nach der angenommenen Voraussetzung, keine haben kann. Die Auflösung dieses Zweifels geschieht im andern Hauptstücke.

Zur Sprache gehören mit Begriffen verbundene Töne. Gesetzt auch, der Mensch kann Begriffe ohne Worte, und Worte ohne Begriffe hervorbringen, kann er beyde deswegen vereinigen? Und kann er dieses nicht: so ist es ihm auch unmöglich eine Sprache zu erfinden. Ob er es kann, wird im dritten Hauptstücke entschieden.

Die Beantwortung dieser beyden Fragen enthält den Beweis von der Möglichkeit, daß

Menschen eine Sprache erfinden können, in sich. Es ist also noch übrig zu zeigen, wie diese Möglichkeit zur Wirklichkeit ward, und werden muste. Der Mensch thut nichts ohne Ursache. Was bewog ihn die verschiedenen Verrichtungen vorzunehmen, die zur Erzeugung einer Sprache erfordert werden? Das vierte Hauptstück giebt die Beantwortung dieser Frage, wobey zugleich gezeigt wird, wie die Sprache, die zuerst entstand, ausgesehen haben muß, und wie der Mensch nach verschiedenen Umwegen, mißlungenen Versuchen, und vergeblichen Bemühungen, endlich auf die jetzt gebräuchliche Art zu reden gefallen ist.

Diese zuerst erfundene Sprache war aber noch keine ordentlich eingerichtete, keine zusammenhängende Sprache, viele Theile waren da, mehrere fehlten, und selbst die, die da waren, waren roh und ungeschliffen. Dieses Schicksahl haben alle menschliche Erfindungen. Wenn also im andern Abschnitte von der Ausarbeitung der zuerst erfundenen Sprache geredet werden soll: so muß gezeigt werden, auf welche Art die Menschen die besondern Theile erfunden, wie sie sie nach und nach ausgebessert,

sert, und zu ihrer jetzigen Vollkommenheit erhoben haben. Diese Theile nun sind das Nennwort, Fürwort, Zeitwort, die Nebenwörter, die Wortfügung nebst den allgemeinen Beschaffenheiten der Sprache. Auf welche Art diese erfunden und verbessert sind, wird in fünf Hauptstücken, im andern Abschnitte abgehandelt.

Man wird fragen, auf welche Art man diese Dinge darthun wolle, da es bloß historische Sachen sind, die folglich aus glaubwürdigen Urkunden hergeleitet werden müssen. Diese Urkunden aber fehlen hier, man hat keine einzige Geschichte irgend einer Sprache von ihrem ersten Ursprunge an. Wo die Urkunden fehlen, muß man die Geschichte durch Muthmaßungen ergänzen, dieses haben so viele gethan, auch mir wird man diese Freyheit erlauben. Ich werde mich glücklich schätzen, wenn meine Muthmaßungen nicht das Schicksahl so vieler andern haben, daß nur der Schatten der Wahrscheinlichkeit an ihnen ist. Ich habe mich bemühet sie auf solche Gründe zu stützen, die, wo nicht allgemein, doch von den meisten Weltweisen aller Zeiten sind behauptet, und zugegeben worden.

Des ersten Abschnittes
Erstes Hauptstück
Zweifel.

Daß die Menschen die Sprache nicht haben erfinden können, siehet man aus der Sprache selbst. Welche Ordnung, welcher Zusammenhang findet sich nicht in allen ihren Theilen? Wie genau und geschickt ist nicht alles zusammengefügt? Die Sprache nimmt die Wendungen unserer Gedanken an, und drückt sie alle aus, sie ist unsern Gedanken angemessen, und weiß sich nach ihnen zu richten. Ein so schönes Gebäude kann kein Werk des Zufalles seyn, nothwendig musten Weisheit und Ueberlegung den Grundriß dazu gezeichnet, und die Ausführung verfertiget haben. Sollte man aber wol diese Weisheit bey rohen und ungesitteten Menschen erwarten können, die zuerst die Sprache haben erfinden müssen? Man betrachte nur den Zustand der Amerikanischen Wilden, die doch schon eine ziemlich ausgearbeitete Sprache haben. Wo ist da das Nachdenken, das zur Verfertigung eines

so

so weislich geordneten Werkes gehört? Sie spielen, sie jagen, sie kriegen, sie überlisten sich, aber sie denken nicht nach. Ihr Geist ist nicht gesetzt, nicht standhaft genug, die lange Ruhe des Nachdenkens auszuhalten, davor schlafen sie lieber. Doch wer weiß, ob sie nicht hierin recht haben, wenn das Nachdenken, wie Rousseau behauptet, eine der menschlichen Natur entgegengesetzte Arbeit ist. Steigt man nun von diesen zu denen herab, die noch gar keine Sprache haben: so wird man noch weniger Fähigkeit zum Nachdenken, und zur Ueberlegung antreffen. Solche Menschen aber musten die Sprache erfinden. Denn Menschen, die eine Sprache schon haben, dürfen sie nicht erst erfinden. Kann aber die Sprache von solchen Menschen nicht erfunden werden: so kann sie von keinem erfunden werden, weil Menschen in denselben Umständen, dieselben seyn müssen.

Und ist nicht diese Weisheit, die aus der Sprache hervorglänzt, zu groß für den menschlichen Verstand? Alle Künste, alle Wissenschaften haben viele tausende von Jahren zugebracht, ehe sie einmahl zu einem mäßigen

Grad

Grad der Vollkommenheit gelanget sind. Wo findet man dieses von der Sprache? Die Sprachen werden zierlicher, wohlklingender, wortreicher gemacht, dieses wissen wir. Aber die Grundlage des ganzen Systems bleibt doch immer dieselbe, es wird nur hie und da etwas gebessert, und auch das nur an dem äußern Schmucke. Wie könnte eine Sprache so schnell, ordentlich und zusammenhängend werden, wenn sie einen menschlichen Ursprung hätte?

Zur Erfindung der Sprache gehört Vernunft, diese aber kann ohne Sprache bey den Menschen nicht zur Ausübung gelangen. Gesetzt, wir hätten keine Sprache, wie würden wir unsere Begriffe behalten, wie würden wir unsere Erfindungen berichtigen? Alles würde gleich wieder verlohren gehen, und folglich könnten wir keine lange Reihen von Schlüssen, die doch nothwendig zur Vernunft gehören, machen. Die Erfahrung bestätigt dieses. Man hat an verschiedenen Orten in Europa wilde Menschen ohne Sprache in den Wäldern gefunden. Diese haben den Nachrichten zufolge nichts vom Menschen als nur die Gestalt

gehabt,

gehabt, sie haben wie die Thiere gelebt, und wie sie gedacht. Ja nachdem sie sind in der Sprache unterrichtet worden, haben sie ihren vorigen Zustand ganz und gar vergessen gehabt. Könnte ohne Sprache Vernunft seyn: so hätten auch diese sie haben müssen. Und woher haben wir denn unsere Vernunft, die erhabenen Wahrheiten der Weltweisheit, und der Mathematik, die schätzbaren Lehren der gesunden Staatskunst? Die sieben Griechischen Weisen stellten zuerst Beobachtungen an, fast alle ihre Sätze sind einzelne Wahrnehmungen, ohne System, ohne Zusammenhang. Ihre Nachfolger erweiterten diese, erklärten sie, bewiesen sie, brachten sie in Ordnung, und von da sind sie auf uns gekommen. Wie wenn nun keine Sprachen gewesen wären? wir hätten ihre Sätze nicht nutzen, wir hätten sie nicht noch mehr vergrößern können, wir wären folglich noch Kinder in der Weisheit. Ferner, womit beschäfftigt sich unsere Vernunft und unser Verstand? Mit allgemeinen Sätzen. Diese entstehen aus einzelnen Beobachtungen und Bemerkungen. Wenn es nun wahr ist, daß alle diese Bemerkungen ohne Sprache verlohren gehen müssen, weil man kein

Mittel

Mittel hat, sie fortdaurend zu machen: so ist es auch wahr, daß ohne Sprache keine Ausübung der Vernunft statt finden kann. Ist aber dies: so kann auch die Sprache nicht von Menschen erfunden worden seyn.

Dies sind ohngefähr die Gründe, aus denen man die Unmöglichkeit behaupten kann, daß die Menschen die Sprache sollten erfunden haben. Jetzt wollen wir die Medaille umkehren, und sehen, was die andere Seite enthalten wird. Entweder hat Gott die ganze Sprache mit allen ihren Worten, Wendungen, und ihrer ganzen Einrichtung; oder nur einen Theil der Worte und der Einrichtung den Menschen gegeben. Das erste ist offenbahr falsch. Wie viele neue Worte, wie viele neue Arten sich auszudrucken (constructiones), davon man vorher gar nichts wußte, sind nicht seit Wolfs und Gottscheds Zeiten in die Teutsche Sprache aufgenommen worden! Die Lateinische Sprache zu Cicerons Zeiten, wie sehr verschieden war sie nicht von der Sprache der zwölf Tafeln, welche hemon an statt homo hatte, und noch unzählige andere Ausdrücke mehr, davon man eine gute Anzahl beym Plautus antrifft!

trifft! Und eben diese Sprache wie sehr artete sie nicht nachher aus, bis endlich die Italiänische daraus ward, welche Lateinische Wörter mit Gothischen Construktionen vereinigte! Da also die Sprachen so sehr zunehmen, ganz umgeschmolzen werden; so ist offenbahr, daß Gott nicht die ganze Sprache, nebst ihrer ganzen Einrichtung den Menschen gegeben hat. Ist nun dieses nicht: so hat er ihnen nur einen Theil der Sprache und ihrer Oekonomie gegeben. Folglich haben die Menschen das übrige dazu erfunden, nach ihrem eigenen Gutdünken. Da sie nun das Vermögen hatten, einen großen Theil der Sprache zu erfinden: warum hatten sie denn nicht auch das die ganze Sprache zu erfinden? Haben die Menschen das Vermögen nicht, eine Sprache zu erfinden: so ist Gott der Urheber aller Sprachen. Allein, wird man sagen, die rohen und wilden Menschen im natürlichen Zustande hatten es nicht; jetzt da sie klüger geworden sind, haben sie es freylich. Woher haben denn die Amerikanischen Wilden ihre Sprachen? Diese haben sie entweder selbst erfunden; oder sie haben sie von ihren Vorfahren. Diese aber musten schon eine ausgebildete Sprache, die

reichlich mit Worten versehen war, haben, weil sie die Sprache von Gott bekommen hatten. Woher kommt es denn, daß ihre Sprache jetzt so arm ist? Sollte es wol möglich seyn, daß ganze Völker ihre Sprache, deren sie sich doch täglich bedienen müssen, größtentheils vergessen können? Es bleibt also übrig, daß sie ihre Sprache erfunden haben. Folglich können auch rohe Menschen eine Sprache erfinden.

Die große Verschiedenheit der Sprachen giebt uns ferner einen sehr wichtigen Grund, aus dem man behaupten kann, daß sie nicht von Gott sind. Denn alle diese Sprachen stammen unmöglich von einer einzigen Mutter ab, sonst müsten sie unter sich Aehnlichkeit, so wol in der Art sich auszudrücken, als auch in den Worten haben. Diese beyden Stücke trifft man aber in wenigen Sprachen an, insonderheit die Aehnlichkeit der Oekonomie, und der innerlichen Einrichtung. Von einer Sprache aber, die nicht in ihrer Anlage, als welche das Hauptwerk derselben ausmacht, worin eben die Ordnung und Weisheit sich zeigt, sondern nur in einigen Worten mit einer

andern

andern eine Aehnlichkeit hat, kann man eigentlich nicht sagen, daß sie von der andern genommen sey, weil das Nachbild eine Aehnlichkeit mit dem Urbilde in den meisten und wichtigsten Stücken haben muß. Wenn also ein Volk von einem andern abstammet, und anfangs die Sprache seiner Väter redet, solche aber hernach umschmelzet, und sich eine eigene und von der ersten ganz verschiedene Sprache bildet: so muß man ohne Zweifel die Erfindung dieser Sprache dem Volke zuschreiben, welches sich ihrer bedienet. Nun aber weiß man aus der Geschichte, daß viele Sprachen zu verschiedenen Zeiten ganz neu entstanden sind, die von ihren Müttern ganz abweichen und wenig Aehnlichkeit von ihnen haben. Also ist es gewiß, daß viele Sprachen von Menschen erfunden sind.

Diese erfundene Sprachen nun sind entweder alle von gesitteten Leuten erdacht, oder es giebt ihrer auch einige, die ihr Daseyn rohen und wilden Völkern zu danken haben. Das erste läst sich nicht behaupten. Die Chinesische Sprache, vielleicht die einzige in ihrer Art, die mit diesem Reiche gleiches Alter hat, und

von der noch keiner unter allen Mißionarien eine Aehnlichkeit oder Abstammung von einer andern Sprache behauptet hat, von wem ist sie erfunden worden? Von den gesitteten Chinesen? So müste dieses Volk vor etlichen tausend Jahren eben so gesittet gewesen seyn, als es jetzt ist, welches aller Erfahrung und der Chinesischen Geschichte selbst widerspricht. Also ist diese Sprache von rohen und ungesitteten Chinesen erfunden worden, und folglich erfinnen auch rohe Menschen, von denen man nicht viel Verstand erwarten darf, Sprachen.

Anderes Hauptstück.

Die Menschen können Töne hervorbringen und Vorstellungen ohne Töne haben.

Daß die Menschen, sie mögen so roh, so ungesittet, so unwissend seyn, als sie immer wollen, Töne oder Schälle hervorbringen können, daran wird wol so leicht niemand zweifeln, und es würde lächerlich seyn, eine so offenbahre Sache mit schwerfälligen Beweisen zu unterstützen. Der wilde Mensch hat eben

so gut seine Zunge, seine Lunge, seinen Gaumen, und Fiebern und Sehnen, sie in Bewegung zu setzen, als der gesitteste. Das erste, was der Mensch thut, wenn er in diese Welt tritt, ist, daß er durch einen weinenden Schall sein Daseyn zu erkennen giebt. Können Kinder einen Laut von sich geben, die nur noch von ihren wenigsten Gliedmaßen den Gebrauch kennen, und sie zweckmäßig zu bewegen wissen: wie viel mehr müssen es erwachsene Menschen können, wenn sie es wollen!

Aber kann der Mensch auch ohne Töne, ohne Worte Vorstellungen von gewissen Dingen haben? Wenn ich einen Baum sehe, und mir seine Gestalt tief eindrücke: so kann ich dasselbe Bild nachher, auch wenn der Baum nicht gegenwärtig ist, eben so gut wieder in mir erneuern, als ob er würklich da wäre, ich mag dabey an seinen Nahmen denken, oder nicht, und überhaupt ihn wissen, oder nicht. Wenn man einen gänzlich unbekannten Menschen sieht, dessen Nahmen man noch nie gehört hat: so kann man dem ohngeachtet sich seine Persohn, auch wenn er schon lange abwesend ist, vorstellen und sie andern beschreiben.

Es ist bekannt, daß die Thiere keine Sprache haben, und nur höchstens einige Töne zur Anzeigung ihrer Gemüthsbewegungen hervorbringen können. Eben so bekannt und ausgemacht ist es, daß sie nichts destoweniger Vorstellungen von den Dingen haben, die sie umgeben, und deren sie sich am meisten zu ihrem Unterhalte bedienen. Ein Hund kennt seinen Herrn unter vielen tausend Menschen, wenn er gleich seinen Nahmen nicht weiß. Der Elephant weiß sehr genau, wer ihm gutes oder übels thut, und vergißt auch nicht, sich an seinen Feind zu rächen. Ja es scheint so gar, als wenner etwas von der menschl. Sprache versteht, und einige Begriffe von Ehre und Schande hat, weil er sich durch Ermahnungen und Vorstellungen von Schande zu mehrerer Anstrengung seiner Kräfte anfeuern läst. Allein er hat keine Sprache. Folglich muß er auch ohne Sprache Vorstellungen haben. Da nun die Thiere selbst ohne Sprache Vorstellungen haben, wie vielmehr muß nicht der Mensch, mit höhern Vorzügen begabt, sie haben können, wenn er auch noch so roh und wild ist.

Kein Mensch zweifelt daran, daß die Worte und Vorstellungen keine nothwendige Verbindung haben. Also kann der Mensch so wol Töne ohne Gedanken, als Gedanken ohne Töne, oder Worte haben. Es trifft sich ja oft im gemeinen Leben, daß man sich eine Sache ganz gut vorstellt, und sich nicht auf ihren Nahmen, den man ehedem gewust hatte, besinnen kann. Wie wäre dieses möglich, wenn man nicht auch ohne Worte Gedanken haben könnte?

Es fragt sich nun, von welcher Art diese Vorstellungen sind, die man ohne Worte haben kann? Die abstrakten und ganz allgemeinen Begriffe lassen sich nicht ohne Worte in ihrer völligen Allgemeinheit denken. Wenn man die Gerechtigkeit oder die Substanz überhaupt ohne Worte denken will: so kann man sich wol ein Bild davon machen, mit dem die Gerechtigkeit oder die Substanz einige Aehnlichkeit haben, aber allemahl ist dieses Bild mit zu vielen besondern Umständen angefüllt, die ihm die völlige Allgemeinheit benehmen. Es müssen folglich solche Vorstellungen seyn, die viel individuelles an sich haben, und in die Sinne fallen, z. B. ein Mensch,

ein Baum. Von diesen kann man ein Bild entwerfen, an dem man alle Individua derselben Art zu erkennen im Stande ist. Das Bild des Menschen würde ohngefähr dieses seyn: zwo Hände, zween Füße, eine glatte Haut, Haare auf dem Kopfe, ein plattes Gesicht u. s. w. An diesen kann man die meisten Menschen erkennen, ob es gleich noch weit entfernt ist, den Begriff des Menschen in seinem ganzen Umfange darzustellen.

Diese Art der Vorstellungen kann man sinnlich allgemein nennen. Sie finden sich auch bey den Thieren. Ein Eichhörnchen wird sich nicht lange bedenken, wenn es eine Nuß sieht, sie zu ergreifen, und eine Nuß mag in ihrer äuserlichen Gestalt von der andern noch so sehr unterschieden seyn: so wird es doch nicht unterlassen sie zu essen. Dieses Thier muß folglich ein Kennzeichen haben, an dem es alle Nüsse erkennet, sie mögen aussehen wie sie wollen; folglich hat es einen sinnlich allgemeinen Begriff von einer Nuß, weil es sonst nur die Nüsse nehmen würde, die an Gestalt einander beynahe gleich kommen.

Fragt man, welches von diesen beyden Dingen zuerst bey den Menschen sich findet, so fällt der Ausspruch zum Vortheil der Begriffe aus. Denn wenn man auch einen Schall vorbringt, ohne damit eine Vorstellung zu verknüpfen: so ist es ein leerer Ton, und folglich kein Wort. Soll aber mit einem Schalle eine Vorstellung verknüpft werden: so muß die Vorstellung schon vorher da seyn; denn kömmt sie nachher: so ist der Schall in dem Augenblicke, da er ausgesprochen wird, wiederum ein leerer Ton.

Allein wie ist das möglich, wird man sagen? Ohne Sprache soll kein Verstand, keine Vernunft seyn können, diese aber bestehen ja aus Vorstellungen und Begriffen, also müssen ja die Begriffe auch nicht ohne Sprache statt finden können. Hobbes nennt ausdrücklich den Verstand eine Vorstellung, die von der Sprache entstanden ist a). Allein ein anderes ist ohne Sprache nicht seyn können, ein anders, durch die Sprache seyn. Nicht die Sprache,

 sondern

a) *Hobbes Leviath.* c. 4. Intellectus enim aliud non est praeter conceptum natum a sermone.

sondern die angestellten Beobachtungen, die allgemein gemachten Begriffe und Sätze, die wir durch Beyhülfe der Sprache behalten und fortpflanzen, sind die Ursachen der Ausübung des Verstandes und der Vernunft. Hobbes giebt es selbst zu, daß wir auch ohne Sprache sinnliche Vorstellungen haben, und sie auch zum Theil behalten können, wenn er spricht, daß außer der Empfindung, der Einbildung und der Folge der Gedanken, der menschlichen Seele keine andere Bewegung zukommen, daß aber diese durch Hülfe der Sprache und der Ordnung so weit erhoben werden, daß durch sie der Mensch von den andern Thieren unterschieden werde b). Also kann nach diesem Geständnisse der Mensch auch ohne Sprache Dinge empfinden und sich Dinge einbilden, das heist, Vorstellungen haben. Daß wir ohne Sprache keinen Verstand und keine Vernunft haben

b) *Leviath.* c. 3. Nam praeter sensum et imaginationem et cogitationum seriem humano animo nullus alius inest motus, quamquam sermonis et ordinis beneficio eaedem facultates promoueri in tantum possunt, vt per eas homo a caeteris animalibus omnibus distingui possit.

haben könnten, ist in so fern wahr, daß wir ohne sie uns unsere Begriffe und Bemerkungen nicht mittheilen, nicht ausbessern, nicht allgemein machen, nicht behalten könnten. Allein daß wir ohne Sprache ganz keine Vorstellungen haben können, das ist offenbahr falsch. Durch die Vorstellungen, und andere dazu kommende Ursachen werden die Worte erzeugt, durch die Worte die Vernunft, und durch diese wird die Sprache in Ordnung und Zusammenhang gebracht. Das ist die Auflösung des wichtigsten Beweises gegen die Erfindung der Sprache vom Menschen.

Drittes Hauptstück.

Die Menschen können Töne mit Vorstellungen verbinden.

Vielleicht wird es einigen lächerlich vorkommen, daß ich eine an sich so offenbahre Sache, als es das Vermögen der Menschen ist, Töne mit Vorstellungen zu verknüpfen, weitläuftig zu beweisen suche. Ich glaube es thun zu müssen, damit ich nicht etwas

willkührlich angenommen zu haben scheine. Schon die kleinen Kinder, denen man doch eben noch keinen großen Verstand zuschreibt, können dieses. Man hört oft, ja man findet es bey nahe bey allen, daß sie sich, ehe sie die Sprache gelernet haben, ihre eigenen Worte bilden, mit denen sie gewisse Gegenstände, die ihnen vorzüglich angenehm sind, und mit denen sie am meisten umgehen, bezeichnen. Diese Sprache verstehen nur diejenigen, welche stets um sie sind, und die sie durch lange Uebung gelernet haben. Erwachsene Menschen müssen also noch viel mehr dieses Vermögen haben, wenn man sie gleich als roh und wild annimmt.

Auch die Thiere können dieses. Ein abgerichteter Hund weiß ganz gut, was er thun soll, wenn man debout oder andere den Jägern gewöhnliche Ausdrücke ausspricht. Die Vögel wissen auch vortrefflich, wenn man sie bey einem Nahmen ruft, den man ihnen seit einiger Zeit gegeben hat, und dessen sie folglich gewohnt sind.

Es gehören eben keine sehr erhabene Kräfte der Seele dazu, diese Verknüpfung zu bewerk-

stelligen. Man sieht eine Sache, man spricht einen Ton aus, in der Absicht, daß er für diese Sache allein gehören soll, man prägt sich beyde Sachen zugleich ein. Das ist es alles, was dazu gehört, einem Dinge einen Nahmen zu geben. Kommt nachher die Sache wieder vor: so erinnert man sich vermöge der Verknüpfung der Vorstellungen (associatio idearum) wieder an den Ton, und umgekehrt. Eine öftere Wiederhohlung, und die Gewohnheit bevestigen diese Vereinigung mehr und mehr, und machen sie unzertrennlich. Diese Vermögen können auch wilde und rohe Menschen haben, und sie haben sie auch, da sie selbst bey Thieren und kleinen Kindern ohne Sprache statt finden, wie aus dem bereits gesagten erhellet.

Aus diesem allen folget, daß es an sich möglich ist, daß sich selbst überlassene Menschen, so ungebildet sie auch immer seyn mögen, verschiedene Worte, so viel sie wollen, als Zeichen ihrer Vorstellungen annehmen, und festsetzen können. Dies erhellet auch noch aus der Verbesserung der Sprachen. Die Sprachen, deren Geschichte wir wissen, sind anfangs

arm, rauh, und ungeschliffen gewesen, nach und nach aber sind neue Ausdrücke hinzugekommen, die alten umgeschmolzen, und bey nahe ganz neue Sprachen hervorgebracht worden. So ist es der Teutschen Sprache ergangen, so der Lateinischen und vielen andern.

Eben dies sieht man auch aus der Zusammenschmelzung der Sprachen. Aus der alten Gallischen oder Fränkischen, und einem großen Theile der Lateinischen Sprache, ist endlich die Französische entstanden. Von den Lateinern hat sie viele Worte, von den Franken aber die Zusammensetzung und Beugung der Worte. Daher haben die Französische und Teutsche Sprache so viele Aehnlichkeit in ihren Zusammensetzungen und Beugungen der Worte. Die Italiänische und Spanische Sprachen sind auf eine ähnliche Art entstanden.

Daß also rohe Menschen Worte erfinden können, wird wohl nicht in Zweifel gezogen werden. Aber sollten auch eben diese wol die Ordnung und den Zusammenhang einer Sprache geben können? Was ist diese ganze Ordnung? Gewisse Abänderungen und Beugungen der Worte. Können rohe Menschen Worte erfin-

den:

den: so können sie sie auch wol abändern, und ihnen nach ihrem Gefallen diese und jene Beugung geben. Doch dies macht noch nicht das ganze System einer Sprache aus. Die Zeit, lange Erfahrungen, vielfältige Versuche bringen dieses erst zur Vollkommenheit. So wie die Menschen nach und nach durch die ersten Anfangsgründe der Sprache klüger werden, so verbessern sie hinwiederum auch ihre Sprache. Den ganzen Zweifel zu heben muß man sich fragen, ob die Sprache auf einmahl, oder nach und nach erfunden seyn soll. Ist das erste: so kann sie unmöglich von Menschen erfunden seyn. Aber nach eben der Analogie kann es auch die Mathematik, die Weltweisheit, und alle übrigen menschlichen Künste und Wissenschaften, von denen wir doch gewiß wissen, daß die Menschen ihre Urheber sind, es nicht seyn. Man weiß, daß alle menschliche Erfindungen im Anfange roh und unvollkommen sind, warum will man denn die Sprache hiervon ausnehmen? Auch die Geschichte der Sprachen sagt dies gar zu deutlich, als daß man es in Zweifel ziehen könnte. Ist aber die Sprache nach und nach erfunden, verbessert, und endlich vollkommen gemacht worden: so

sehe

sehe ich nicht, warum nicht eben die Zeit und die Erfahrung, die Ordnung und Zusammenhang in die übrigen menschlichen Wissenschaften gebracht haben, sie auch der Sprache nicht haben mittheilen können.

Aber wenn die erste Sprache unvollkommen war: so konnte man ja sich nicht bequem seine Gedanken dadurch mittheilen. Nun ja! das konnte man auch nicht, eben so wenig man durch Euklides Geometrie alle Fragen auflösen konnte, die man jetzt durch Hülfe der Algebra mit leichter Mühe beantwortet. Und deswegen ist das noch immer eine Geometrie, so war auch mit aller ihrer Unvollkommenheit die erste Sprache eine Sprache.

Viertes Hauptstück.

Nothwendigkeit der Verbindung der Töne mit Vorstellungen.

Um diese Nothwendigkeit in ihrer ganzen Stärke zu übersehen, stelle man sich Menschen vor, die noch keine Sprache haben, die folglich ganz vollkommen roh und wild sind.

Die-

Diese werden ohne alle Kenntniß von Künsten und Wissenschaften seyn. Die Bemühung ihren Hunger zu stillen, ihren Durst zu löschen, ist ihre einzige Beschäftigung, ihre ganze Arbeit. Sie sind einander weder Freund noch Feind, aber bey der geringsten Ursache, die ihre Bedürfnisse angeht, Feind, vollkommen so wie die jetzigen Europäischen Potentaten sind sie, einander an sich betrachtet, im höchsten Grade gleichgültig, aber man lasse nur einen Heißhungerigen einen andern Speise haben sehen, gleich ist der Streit da. Was den Monarchen Provinzen, Ehre, Ehrsucht ist, das ist ihnen alles ein Stück Speise und der Hunger. Von Leuten, die keine Kenntnisse haben, kann man nichts anders erwarten, als daß sie bloß von thierischen Begierden regiert werden. Man kann die ganze menschliche Seele zu den Zeiten, in den Thieren als in einem Spiegel sehen, denn da es ausgemacht ist, daß die Menschen ihnen an Kenntnissen gleich sind: so müssen sie ihnen auch an Begierden und an Neigungen gleich seyn. Vernunft, Verstand, Vorhersehung dieses sind ihnen noch unbekannte Dinge, und ungebaute Felder. Sie leben unter sich ohne einige gesellschaft-

sellschaftliche Verbindung, ohne Rechte, ohne Gesetze, ohne Richter. Sie selbst haben sich noch keine Gesetze gegeben, und die Stimme der Natur verstehen sie nicht, weil sie zu unwissend sind.

Das ist ein unvollkommenes Gemählde des wilden, oder wie er sonst gemeiniglich genannt wird, des natürlichen Zustandes. Ob ein solcher Zustand unter den Menschen jemahls statt gefunden hat? Ist auch dieses nicht: so erklärt diese Hypothese doch wenigstens die Art, wie die Menschen haben können gezwungen werden, Töne mit Vorstellungen zu verbinden. Es ist wahr, viele haben daran zweifeln wollen, daß es jemahls solche Menschen gegeben hat, und man hat die ganze Beschreibung des natürlichen Zustandes nicht höher geachtet, als Cartesens Wirbel, und Demokrits Atomen. Allein dieser Geringschätzigkeit ohngeachtet scheint es doch nicht so gar unwahrscheinlich zu seyn, daß wo nicht einmahl alle, doch wenigstens einige Menschen in irgend einem Winkel der Erden in diesem Stande der Wildheit gelebet haben müssen. Die Reisebeschreiber schildern uns oft Völ-

ker

ker, die dem jetzt gegebenen Gemählde sehr nahe kommen, und von denen man mit allem Rechte muthmaßen kann, daß sie erst kaum aus dem jetzt beschriebenen Zustande müssen gekommen seyn, aber vielleicht wol gar in ihn zurückgefallen sind. Dieses letztere scheint von den Einwohnern von Sokotara wahr zu seyn, welche Christen seyn sollen, und dennoch ist ihr Zustand sehr sonderbar a). Sie haben keinen König, Gesetzgeber, Bischof, oder andere Personen, denen sie unterworfen wären, sondern leben nach Art der wilden Thiere, ohne sich um Gerechtigkeit, oder eine Regierung im geringsten zu bekümmern. Wenn diesen nur noch die Sprache fehlte, so würden sie das Urbild des oben entworfenen Gemähldes seyn.

Die Beschreibung der Badwis ist ausführlicher, und kommt in sehr vielen Stücken mit der unsrigen überein. Die Badwis sind wilde Leute, heist es, und es ist keine bürgerliche Gesellschaft b), keine Treue und Höflichkeit unter

a) Allgemeine Geschichte der Reisen, 1. Band p. 191.

b) ibid. p. 223.

unter ihnen. Sie sind dem Muhammed ergeben, aber sehr schlechte Muhammedaner. Sie sind dem Raube und Stehlen ergeben, und thun es darin allen Völkern zuvor. Sie essen rohes Fleisch und trinken Milch. Ihre Kleidung ist schlecht und unflätig. Sie sind über alle Maaßen schnell und hurtig. — Sie halten niemahls mit ihren Nachbaren Friede, sondern führen einen beständigen Krieg mit allen Menschen. — Sie haben einen solchen Wiederwillen gegen alle Gesetze und bürgerliche Anstalten, daß sie nicht einmahl ihre Zwistigkeiten und Streitsachen nach einer Gewohnheit ausmachen lassen; sondern ihr Scheikh entscheidet sie nach seinem Gefallen. Viele unter ihnen wohnen in Hölen und Gruben. Man findet in eben dieser allgemeinen Geschichte der Reisen noch mehrere Stellen, welche ähnlich gesittete Völker abschildern.

Wir wollen auch das Zeugniß anderer Schriftsteller anführen, die einen solchen Zustand beschrieben haben, und die ihn noch aus alten Nachrichten haben hernehmen können. Cicero redet als ein Geschichtschreiber mit einer völligen Ueberzeugung davon, wenn er

spricht

spricht c): es war eine Zeit, da die Menschen auf den Feldern wie die wilden Thiere herumschwärmten, und ihr Leben durch eine viehische Lebensart unterhielten. Durch Ueberlegung, Nachdenken, Klugheit, thaten sie nichts, sondern alles durch Leibesstärke. Noch verehrten sie weder eine göttliche Religion, noch menschliche Pflichten, gesetzmäßige Heyrathen sahe man nicht, auch kannte niemand mit Zuverläßigkeit seine eigenen Kinder, was ein billiges Recht für Vortheile verschaffe, das wuste man noch nicht. Folglich mißbrauchte, wegen des Irrthums und der Unwissenheit, die blinde und tollkühne Herrscherin der Seele, die Begierde, die Kräfte des Körpers zu ihrer Sät-

c) *Cic.* de inuent lib. I. c. 2. Nam fuit quoddam tempus, cum in agris homines paſſim beſtiarum modo vagabantur, et ſibi victu ferino vitam propagabant, nec ratione animi quidquam, ſed pleraque viribus corporis adminiſtrabant. Nondum diuinae religionis, non humani officii ratio colebatur, nemo nuptias viderat legitimas, non certos quisquam adſpexerat liberos, non ius aequabile quid vtilitatis haberet, acceperat. Ita propter errorem atque inſcientiam coeca ac temeraria, dominatrix animi cupiditas ad ſe explendam viribus corporis abutebatur.

tigung. Eben dieser Schriftsteller spricht an einem andern Orte d): wem von euch ihr Richter ist unbekannt, daß es die Natur der Dinge so mit sich gebracht habe, daß zu einer Zeit die Menschen, weil noch kein natürliches und bürgerliches Recht abgefaßt war, durch das Land herum ausgebreitet und zerstreuet herum liefen, und so viel hatten, als sie durch ihre Hände und Kräfte mit Morden und Verwunden andern entreißen, oder auch vertheidigen konnten?

Dieses bestätigen auch neuere Schriftsteller, unter denen Goguets Zeugniß wol das meiste Gewicht haben muß, weil er nichts geschrieben hat, ohne es mit dem Zeugnisse glaubwürdiger Geschichtschreiber zu bestätigen. Er spricht e): alle alte Ueberlieferungen zeigen, daß

d) Idem pro Setxio c. 42. Quis vestrum iudices ignorat ita naturam rerum tulisse, vt quodam tempore homines nondum neque naturali, neque ciuili iure descripto fusi per agros ac dispersi vagarentur tantumque haberent, quantum manu ac viribus per caedes ac vulnera aut eripere, aut retinere potuissent.

e) *Goguet* de l'origine et introd. Toutes les anciennes traditions deposent que les premiers hommes menoient une vie peu differente de celle des animaux.

daß die Menschen ein Leben führten, das von der Lebensart der wilden Thiere wenig unterschieden war. Und bald darauf f): die Reisebeschreiber lehren uns, daß man auch so gar heutiges Tages in einigen Theilen der neuen Welt Völker antrift, die eine so wilde und grausame Seele haben, daß sie unter sich weder Umgang noch Gesellschaft haben, da sie beständig mit einander kriegen, und nur sich zu zerstören und zu fressen suchen.

Auch die alten Dichter haben uns von dem wilden Zustande der Menschen viele Beschreibungen hinterlassen, die man zwar eine lange Zeit für Erdichtungen und poetische Luftschlösser gehalten hat; die aber jetzt doch schon anfangen in etwas besserm Ansehen zu stehen. Da diese Gemählde mit den Beschreibungen der Reisenden so genau übereinkommen: so ist es mehr als wahrscheinlich, daß diese Dichter nach

f) ibid. Les voyageurs nous apprennent, qu'aujourd'hui meme on rencontre dans quelques parties du nouveau monde des hommes d'un caractere si cruel et si feroce, qu'ils n'ont entr'elles ni commerce, ni societé, ne cherchans qu'à se detruire et à se manger.

Ueberlieferungen und Erzählungen, die damahls unter den der Wildheit kaum entgangenen Menschen herum giengen, ihre Gemählde entworfen haben. Homers Cyclopen sind eine Art obgleich noch wilder, doch schon etwas gesitteter gemachten Menschen. Er sagt von ihnen g): sie pflanzen mit ihren Händen nichts, auch pflügen sie nicht, sondern alles wächst bey ihnen ungesäet, und ungepflanzet. Sie haben keine öffentliche Versammlungen sich zu berathschlagen, und keine Rechte; sondern sie bewohnen die Spitzen hoher Berge in tiefen Höhlen, und ein jeder ist Richter über seine Kinder und Frauen, ohne daß sich einer um den andern im geringsten bekümmern sollte.

Horatz spricht von eben diesem Zustande auf folgende Art h): als die Thiere (oder vielmehr die

g) *Hom. Odyss.* l. 9. v. 106. Οὐτε φυτευουσι χερσι φυτον οὐτ' ἀροωσι
Ἀλλα ταγ' ἀσπαρτα και ἀνηροτα παντα φυονται
Τοισιν δ' οὐτ' ἀγοραι βουληφοραι οὐτε θεμιστες
Αλλ' οἱγ' ὑψηλων ὀρεων ναιουσι καρηνα
Ἐν σπεσσι γλαφυροισι, θεμιστευει δ' ἑκαστος,
Παιδων ἠδ' ἀλοχων, ουδ' ἀλληλων ἀλεγουσι.

h) *Horat.* Sat. 3. v. 19. Quum prorepserunt primis animalia terris

Mutum

die Menschen, von denen hier die Rede ist, aus der erst geschaffenen Erde hervorkrochen, ein stummes und verächtliches Vieh! so stritten sie mit Nägeln und Fäusten, hernach mit Prügeln, zuletzt mit Waffen, die die Noth hernach verfertiget hatte, um Eicheln die ihnen zur Speise dienten, und um ihr Lager.

Diesen Gemählden der Dichter und der Beschreibung des Thucydides ist Hobbes gefolget, wenn er in der Zueignungsschrift, in der Vorrede, und in einigen Paragraphen seines Bürgers einen Begriff von dem außergesellschaftlichen Zustande der Menschen giebt, imgleichen in dem dreyzehnten Hauptstücke seines Leviathans. Puffendorf hat wiederum die Grundlage seines natürlichen Zustandes, den er im andern Hauptstücke seines großen Werkes über das Natur- und Völker-Recht beschreibt, aus dem Hobbes gröstentheils genommen. Die Uebereinstimmung so vieler Schriftsteller macht es mehr als wahrscheinlich, daß ehemahls wo nicht das ganze menschliche Ge-

Mutum et turpe pecus, glandem atque cubilia propter
Vnguibus et pugnis, dein fustibus atque ita porro
Pugnabant armis quae post fabricauerat vsus.

schlecht, doch wenigstens ein großer Theil desselben sich in einem solchen Zustande der Wildheit befunden habe. Diese Periode muß nach der biblischen Geschichte in die Zeit der Verwirrung der Sprachen bey dem Babylonischen Thurmbaue, gesetzt werden. Denn damahls wurden die Menschen in alle Welt zerstreuet, keiner verstund damahls den andern, und folglich war es so gut als ob keine Sprache auf dem ganzen Erdboden war, weil sich die Menschen erst um die Ausdrücke vergleichen, und sie erfinden musten, deren sie sich, ihre Gedanken sich mitzutheilen, bedienen wollten.

Dieser Zustand der Wildheit aber konnte nicht immer dauern, durch lange Erfahrungen wurden die Menschen klüger, und folglich nach einer bessern Lebensart begierig. Die Unbequemlichkeiten des damahligen Zustandes musten sie nothwendig fühlen, worin sie mit so vieler Beschwerlichkeit sich ihren Unterhalt suchen musten, wo so oft einer dem andern sein nothwendiges entriß, wo sie oft dem Hunger, der Kälte, und allen andern Beschwerlichkeiten unterworfen wurden; wo sie in ihren Krankheiten keinen Beystand, keine

Hülfe,

Hülfe, keinen Trost hatten; wo sie von den wilden Thieren oft verfolgt, geängstiget, und dahin gerissen wurden.

Von allen diesen Ursachen haben verschiedene bey verschiedenen Völkern sich wirksam bewiesen. Denn alle passen sich nicht für alle Völker, weil die Verschiedenheit der Himmelsgegend, die Beschaffenheit des Erdreichs, und andere Umstände vieles verändern. Hobbes scheint demnach zu wenig gesagt zu haben, wenn er den Krieg aller gegen alle, als die einzige Ursache der Gesellschaft angiebt. Nach der Erzählung des Inca Garcilasso de la Vega hat dieser Krieg bey den Peruanern nicht statt gefunden. Manco Capac, ein Mann von vorzüglichem Verstande beredete die Indianer, die damahls noch zerstreuet hie und da lebten, sich zu vereinigen, und ihn als ihren Führer und König zu betrachten. Daß aber ein solcher Krieg mit unter die Ursachen der Gesellschaft gerechnet werden müsse, ist sehr wahrscheinlich.

Wenn nun verschiedene Menschen sich vereinigten, und auf die Art eine gewisse Gattung von Gesellschaft ausmachten: so war es noth-

wendig, daß sie nach gemeinschaftlichen Absichten arbeiteten, indem sonst, wenn einer dem andern entgegen handelte, unter ihnen Streitigkeiten entstehen, und diese Verbindung zerstören würden. Wie konnten sie aber nach gemeinschaftlichen Absichten handeln, wenn nicht einer dem andern seine Gedanken, seine Gesinnungen, seinen Rath mittheilen konnte? Dieses sahen sie gar bald aus der Erfahrung, und durch sie wurden sie begierig gemacht, sich ihre Gedanken zu offenbahren, und sie von einander zu erfahren. Diese Begierde ist die erste Ursache der Sprache, weil sie die Menschen antrieb, alle ihre Kräfte auf alle Art anzuwenden, um ein Mittel das Verborgene der Seele sich zu erkennen zu geben, ausfindig zu machen i).

Man verfiel wahrscheinlicher Weise zuerst auf die Sprache der Gebärden. Man zeigte sich die Gegenstände, die man wünschte und verabscheuete, man wies, was man damit wollte gemacht haben. Dies ist noch jetzt die Spra-

i) *Leibnitz* Oeuvres philos. l. 3. ch. 1. p. 233. Je crois qu'en effet sans le desir de nous faire entendre, nous n'aurions jamais formé de langage.

Sprache derer, die sich sonst nicht verstehen können. Wenn Reisende in fremde Länder kommen, deren Sprachen ihnen unbekannt sind: so reden sie durch Zeichen. Auch stumme Leute bedienen sich dieses Mittels andern ihre Gedanken zu offenbahren.

Allein es konnte auch nicht lange währen: so muste man die Unzulänglichkeit dieser Sprache einsehen. Wenn man in einer großen Entfernung, des Nachts, oder im Dunkeln mit einander reden muste: so waren die Gebärden nicht hinlänglich einander etwas zu bedeuten. Es musten folglich andere Zeichen, und zwar solche gesucht werden, deren man sich in allen Umständen mit Leichtigkeit und Deutlichkeit bedienen konnte.

Die Menschen bemerkten, daß die Gemüthsbewegungen ihnen Töne ablockten, sie wurden auch gewahr, daß die Thiere sich derselben mit gutem Erfolge bedienten. Was war natürlicher, als daß sie suchten sich diese Entdeckung zu Nutze zu machen, und die Töne zu Zeichen ihrer Gedanken zu gebrauchen? Diese waren in gewissen Entfernungen, des Nachts, und beynahe in allen Fällen das beste Mittel,

dessen

dessen sie sich zur Sprache bedienen konnten l).

Diese Sprache war vermuthlich anfangs eine nachahmende Sprache. Man hatte nemlich angemerkt, daß die meisten Dinge in ihrer Bewegung, oder sonst, gewisse Schälle hervorbringen, die ihnen eigen sind. Diese suchte man nachzumachen, und dadurch vermittelst der Associtation die Vorstellungen der Dinge selbst zu erregen. Dieses war um so viel natürlicher, weil man dadurch auf die leichteste, und am ersten zu erlernende und zu behaltende Art, andern seine Gedanken mittheilen konnte. Denn hätte man gleich anfangs solche Töne wählen wollen, die mit den Dingen, die sie

l) *Locke* de l'entend. l. 3. ch. 2. §. 1. Comme on ne sauroit jouir des avantages et des commodités de la societé sans une communication de pensées: il etoit necessaire que l'homme inventat quelques signes exterieurs et sensibles par lesquels ces idées invisibles dont ses pensées sont composées pussent etre manifestées aux autres. Rien n'etoit plus propre pour cet effet, soit à l'egard de la fécondité ou de la promptitude, que ces sons articulés qu'il se trouve capable de former avec tant de facilité et de varieté.

sie bezeichnen sollen, gar keine Verbindung haben: so würde man gezwungen gewesen seyn ihre Bedeutung erst allemahl zu erklären, und sie jedem zu erklären, gegen den man nur sich solcher Worte bediente. Mit einer einzigen Erklärung war es auch noch nicht genug. Denn hatte ein anderer nicht gleich die Bedeutung behalten: so muste die Erklärung wiederholet werden. Es war folglich in allen Fällen bequemer die Schälle der Dinge selbst, so viel möglich, nachzuahmen, weil man alsdenn die Bedeutung eines solchen Schalles leicht errathen, und leicht behalten konnte. Denn je mehr Aehnlichkeit und Verbindung zwischen den Dingen ist, desto leichter wird die Association, und folglich wirkt auch das Gedächtniß desto leichter.

Daß die Menschen sich auch würklich dieses Mittels bedienet haben, sieht man aus den Sprachen selbst. In den bekanntesten von ihnen trift man oft Ausdrücke an, die den Schall der Dinge nachahmen; z. B. coaxare, quacken, κόραξ, und unzählige andere. Der Herr von Leibnitz im dritten Buche seiner philosophischen Werke, die Hr. Raspe her-

aus-

ausgegeben hat, im andern Hauptstücke, führt mit seiner gewöhnlichen Gelehrsamkeit und Scharfsinnigkeit verschiedene Worte an, die einen solchen Ursprung haben. Wir würden dieser Worte noch mehr im Teutschen antreffen, wenn nicht die Sprache so sehr durch die Länge der Zeit verändert wäre. Im Platdeutschen findet man ihrer eine größere Anzahl, als in der jetzt gewöhnlichen feinern Sprache. Vielleicht wäre es gut gewesen, wenn man von diesen mehrere in die hochteutsche Sprache aufgenommen hätte, weil sie eine vorzügliche Schönheit haben, nemlich daß sie das Bild einer Sache weit lebhafter und stärker erregen, als die weiter hergeholten Worte.

Es ist leicht zu begreifen, daß der Gebrauch solcher Töne sich bald ausbreitete, und daß sie von allen, die die Gesellschaft ausmachten, ohne Mühe gebraucht und angenommen wurden. Sie waren gar zu bequem zu lernen und zu verstehen, als daß man sie hätte verwerfen sollen.

Wenn der menschliche Verstand erst auf die Spur einer Sache gekommen ist, und es die

Bedürfnisse erfordern sie weiter zu treiben: so bietet er alle ihm untergeordnete Kräfte auf diese Spur zu verfolgen, und die Sache auszudehnen, und vollkommener zu machen. So ist es mit der Weltweisheit, so ist es mit der Mathematik, so ist es mit allen menschlichen Künsten gegangen. Thales hatte es gewiß nicht geglaubt, daß eben die Weltweisheit, die er zur Erklärung des Ursprunges der Welt anwandte, auch auf die Sitten, auf den Staat, auf die Bildung und den Gebrauch der Vernunft, und auf die Erziehung überhaupt angewendet werden könnte. Seine Nachfolger, und sein Zeitgenosse selbst Pythagoras, haben dieses alles gethan. Der Gebrauch der Töne, welcher sich anfänglich nur auf Nachahmungen erstreckte, breitete sich weiter aus. Durch den guten Erfolg und durch die Bequemlichkeit der Töne aufgemuntert, fiengen die Menschen an, nach Anlaß der nachahmenden, auch andere zu ersinnen, die weniger Aehnlichkeit mit den Dingen selbst hatten. Durch den Umgang mit einander, und durch die ersten Anfangsgründe der Sprache hatten sie schon eine ziemliche Anzahl von Vorstellungen sich erworben, ihr Gedächtniß und

ihre Einbildungskraft waren schon geübt, und folglich desto geschickter diese entferntern Töne zu entdecken, und die entdeckten zu behalten.

Auf diese Art also erfand bald dieser bald jener von der Gesellschaft ein Wort, je nachdem es ihm seinem Gebrauche und seinem Bedürfnisse nach am bequemsten und am nöthigsten war. Denn da man bey diesen Menschen eine Gleichheit, oder beynahe Gleichheit am Verstande annehmen muß; weil sie alle gleich gute und beynahe gleich viele Gelegenheit gehabt hatten ihren Verstand zu üben: so kann wol einer mehr Worte erfunden haben; aber es ist nicht zu vermuthen, daß sie einer alle erfunden haben wird. Lucretz m) wiederlegt die Mey-

m) *Lucret.* de rerr. nat. l. 5. At varios linguae sonos natura subegit

Mittere et vtilitas expressit nomina rerum.
Non alia longe ratione atque ipsa videtur
Protrahere ad gestum pueros infantia linguae —
Proinde putare aliquem tum nomina distribuisse
Desipere est, nam cur hic posse cuncta notare
Vocibus et varios sonitus emittere linguae
Tumque ore eodem alii facere id non quisse putentur?

Prae-

Meynung, daß die Sprache von einem einzigen erfunden sey, sehr gut. Wir wollen ihn selbst reden lassen. Die Natur zwang die Menschen verschiedene Tône mit der Zunge hervorzubringen, und der Vortheil erpreste die Nahmen der Dinge, beynahe auf eben die Art, wie selbst die Kindheit die Knaben zum Gebrauche der Sprache zu nôthigen scheint, da sie macht, daß sie gegenwärtige Dinge mit dem Finger zeigen — Glauben, daß damahls jemand den Din-

Praeterea ſi non alii quoque vocibus vſi
Inter ſe fuerant, vnde inſita notities eſt
Vtilitatis, et vnde data eſt huic prima poteſtas,
Quid vellet facere et ſcirent, animoque viderent?
Cogere item plures vnus victosque domare.
Non poterat, rerum vt perdiſcere nomina vellent,
Nec ratione docere vlla ſuadereque ſurdis,
Quid facto eſſet opus, faciles neque enim paterentur,
Nec ratione vlla ſibi ferrent amplius aureis
Vocis inauditos ſonitus obtundere fruſtra.
Poſtremo quid in hac mirabile tantopere eſt re,
Si genus humanum, cui vox et lingua vigeret,
Pro vario ſenſu, varias res voce notaret;
Cum pecudes mutae, cum denique ſaecla ferarum
Diſſimiles ſoleant voces, variasque ciere
Cum metus, aut dolor eſt, et cum jam gaudia gliſcunt?

Dingen allein die Nahmen gegeben habe, und daß daher die Menschen die ersten Worte gelernet haben, heist thöricht seyn. Denn warum sollte dieser alles mit Worten bezeichnen können, und verschiedene Töne durch die Zunge hervorbringen, andere aber sollten zu derselben Zeit dieses Vermögen nicht gehabt haben? Hätten sich ferner nicht auch andere der Worte unter sich bedient: woher ist denn die Kenntniß von dem Nutzen und dem Gebrauche der Sprache gekommen? Und woher ist diesem einzigen die Macht gegeben, daß andere wusten, und erkannten, was er thun wollte? Ferner konnte ein einziger nicht mehrere zwingen, und nach dem Rechte des Siegers nöthigen, daß sie die Nahmen der Dinge lernten, es war auch nicht möglich, daß er ihnen es wieder ihren Willen rathen, und sie belehren konnte; denn sie würden es nicht gern zugeben, daß unbekannte Töne sie betäubten, ohne daß sie Nutzen davon hätten. Was ist denn endlich an dieser Sache so wunderbar, daß das menschliche Geschlecht, welches eine dazu geschickte Stimme und Zunge hat, nach seinen verschiedenen Gedanken und Absichten die verschiedenen Dinge mit Worten bezeichnet; da so gar

das

das stumme Vieh, und alle wilde Thiere mancherley Geschlechts, mancherley und verschiedene Töne hervorbringen, wenn sie sich fürchten, oder Schmerz leiden, oder wenn schon das Vergnügen in ihren Adern wallet?

Man kann sich leicht vorstellen, daß diese Sprache sehr arm gewesen seyn muß (m), denn die damaligen Menschen hatten sehr wenige Begriffe. Es war gar ihre Sache nicht, tiefsinnige und weitläuftige Betrachtungen über die Welt und ihren Ursprung, und andere dergleichen Dinge anzustellen. Sie bekümmerten sich um keine andere Sachen, als die ihnen zu ihrer Erhaltung unumgänglich nöthig waren, die zukünftigen Uebel machte ihnen ihre Einbildungskraft noch nicht zu gegenwärtigen, sie waren sorglos, ohne sich um das werdende zu bemühen. So wie noch jetzt der Hottentotte sein Bette des Morgens verkauft, ohne zu bedenken, daß er es des Abends wieder gebrauchen muß, und so wie der Iroquoise sei-

m) *Hobbes* de hom. cap. 10. §. 2. Credibile ergo est, nomina ab initio pauca fuisse, et earum rerum quae maxime erant familiares.

nen nothleidenden Mitbrüdern seinen letzten Vorrath ohne Bedenken mittheilet, ob er gleich selbst in Gefahr ist vor Hunger umzukommen. Diese Menschen waren Epikurische Weisen, sie hatten eingeschränkte Begierden, sie lebten wie die Thiere, und dachten auch gröstentheils so wie sie. Die müßigen Nachforschungen nach anderer denken und thun waren noch nicht erfunden, man brauchte auch noch die Sprache nicht dazu, die leeren Stunden durch Geschwätze auszufüllen, dazu war zu wenig Zeit vorhanden. Man gebrauchte also wenig Worte, weil man nur denn mit einander redete, wenn man sich einander beystehen und helfen muste. Diese Armuth der erst entstandenen Sprache erhellet auch aus der Dürftigkeit, worin sich noch jetzt viele Völker in Ansehung der Zahlwörter befinden, die kaum über zwanzig zählen können, und eine große Zahl durch Berührung ihrer Haupt-Haare anzeigen, und Hobbes hat nicht unrecht gemuthmaßet, wenn er spricht; es schiene ihm eine Zeit gewesen zu seyn, da man nur wenig Zahlwörter hatte n).

n) *Hobbes* Leuiath. c, 4. Videtur autem fuisse aliquando

Weil diese Menschen nichts unternahmen, was nicht mit ihrer Erhaltung eine genaue Verbindung hatte: so kann man leicht den Schluß machen, daß sie keinen andern Dingen Nahmen gegeben haben, als von denen sie nach ihrer Lage beständig reden musten. Dahin gehören die Werkzeuge, deren sie sich zu ihrer Vertheidigung gegen Menschen und Thiere, und zur Erlangung ihrer Nahrung bedienten. Die Glieder der Gesellschaft hatten vermuthlich ihre eigenen Nahmen, um sie dadurch im Reden von einander zu unterscheiden. Einige besonders merkwürdige Gegenden und Oerter hatten auch wahrscheinlicher Weise ihre Benennungen, ingleichen einige Thiere.

Neben der Armuth muste diese Sprache auch den Fehler der Dunkelheit haben. Es war nur noch davor gesorget worden, daß die Dinge

do tempus, in quo nomina numeralia pauca exstabant, cogebanturque homines, quando numerarent, numerata digitis primo vnius manus, deinde amborum applicare, atque inde natum esse, vt verba numeralia in omni fere gente non excederent denarium, et in aliquibus non plura esse quam quinque, et a quinto eadem repeterent.

Nahmen hatten, um die Abänderungen der Worte hatte man noch nicht Zeit gehabt sich zu bekümmern, weil man noch nicht Gelegenheit gehabt hatte ihre Nothwendigkeit zu bemerken. Leute, die wenig uud selten reden, können durch abgebrochene und halbe Worte sich alles zu verstehen geben, was andern gänzlich unverständlich seyn würde. Die Menschen behalfen sich noch ohne diese Zusätze, die einer ausgebreiteten Sprache unentbehrlich sind, weil sie leicht ihre Gedanken errathen konnten, und weil sie noch die Sprache der Geberden zu Hülfe nahmen. Sie waren auch überdem noch nicht gewohnt lange und wohl verbundene Reden zu halten, weil ihre Gedanken selbst noch wenig in Ordnung gebracht waren. So wie die kleinen Kinder, die noch die Sprache nicht völlig verstehen, die Worte ohne ihre gehörigen Abänderungen und Ordnung unter einander werfen, weil ihre Vorstellungen sich der Seele unordentlich darstellen, bloß wie sie die Association ihnen anbietet, nicht wie die Vernunft sie verbindet.

Es konnte auch diese Sprache nicht anders, als sehr hart und rauh seyn. Denn man ahmte

ahmte die natürlichen Töne der Dinge nach, und man weiß, wie angenehm und lieblich die manchmahl sind. Auch konnte man sie allemahl nicht gut nachahmen, weil ihrer viele unnachahmlich sind. Man begnügte sich also mit solchen Tönen, die diesen ohngefähr gleich kamen, woraus nothwendig allerley wiedrig klingende Worte entstehen musten. Hieraus läst sich schließen, daß diejenigen Sprachen, die am rauhesten sind, ihrem Ursprunge nach ziemlich nahe seyn müssen, wofern nicht die Nachläßigkeit der Völker selbst sie bey ihrer ursprünglichen Rauhigkeit gelassen hat. Ein Volk, das keine zarte Ohren hat, das beständig unter harten Arbeiten lebt, läst es sich gleichgültig seyn, ob es gut oder übel redet. Daher sind die Griechische und die Lateinische, grösten theils auch jetzt die Teutsche Sprache, mit der Zeit so angenehm geworden. Hätte man sich weniger Mühe um die Sprache gegeben, hätte man nicht gute Schriftsteller aufgemuntert: so würden diese Sprachen ebenfalls rauh und wiedrig geblieben seyn. Diejenigen Theile Teutschlands, wo die Leute am bequemsten leben, wo sie folglich mehr auf das Zierliche und Angenehme sehen, haben eine angenehme

Mundart. Andere hingegen, wo die Leute durch beständige und harte Arbeiten von der Sorge für das gefällige abgezogen werden, haben einen harten und bäurischen Dialekt. Aus dieser Ursache scheint die Pohlnische Sprache ihre alte Härte behalten zu haben. Der gröste Theil dieses Volkes sind Sklaven, und werden beständig mit harten Arbeiten gequälet. Der reichere Theil der Nation ist entweder zu unwissend, oder zu geizig, sich um das gefällige und liebliche zu bekümmern.

Dieser noch halb wilde Zustand der Menschen konnte nicht immer währen. Die Gesellschaft vergrößerte sich allmählig, und dadurch hatten ihre Glieder Gelegenheit, sich einen größern Vorrath von Vorstellungen anzuschaffen. Einer bemerkte diesen, ein anderer einen andern Vortheil in der Art seine Arbeiten zu verrichten, und seine Absichten zu erleichtern. Diese theilten sie sich einander mit, und dadurch vergrößerte sich die Maße ihrer Kenntnisse. Man fieng allmählig an mehrere und bequemere Nahrungsmittel zu erfinden, und da man vorher bloß für das unumgänglich nothwendige gesorget hatte, nun auch das

Vergnügen unter die Gegenstände seiner Wünsche zu setzen. Die Bedürfnisse vermehrten sich, und die Art sie zu befriedigen ward schwerer. Ihre alten Nahrungsmittel verminderten sich, und wurden selten, weil so viele darnach trachteten. Dadurch wurden die Menschen genöthiget sich mehr auf die Kenntniß der sie umgebenden Dinge zu legen, um dadurch neue Mittel zur Stillung ihrer Wünsche zu ersinnen. Sie musten Erfahrungen und Beobachtungen anstellen, sie musten sich gewöhnen ihre Vorstellungen in Ordnung und Zusammenhang zu bringen, und denken zu lernen, auch gewannen sie mehr müßige Stunden, weil mehrere einander behülflich waren, sich das nothwendige zu verschaffen. Ihre Sorgen und Bemühungen schränkten sich nicht mehr auf ihre eigenen Persohnen allein ein, sie musten auch für ihre Frauen und für ihre Kinder, die ihre Versorger und Helfer werden sollten, bekümmert seyn. Alle diese Ursachen zusammengenommen machten die allmählige Vermehrung und Verbesserung der Sprache nothwendig. Die Zeichen musten abgeschaft werden, weil man nun sich nicht mehr mit Errathen behelfen konnte. Auch für die neuen

Begriffe musten neue Worte seyn. Sich selbst, seinen Körper, seine Seele, ihre Begierden, Leidenschaften, ihre Gedanken, Einbildungen, Wollungen lernte man durch den beständigen Umgang und Bemerkung genauer kennen. Alle diese Dinge musten auch ihre Nahmen haben. Je mehr die Menschen sich gewöhnten ordentlich und zusammenhängend zu denken, desto mehr muste auch Ordnung und Zusammenhang in die Sprache gebracht werden, damit man sich auch ordentlich und verständlich ausdrucken könnte.

Hier war also der Zeitpunkt, in dem man die verschiedenen Gattungen der Worte, nebst ihren Beschaffenheiten, erfand. Der folgende Abschnitt wird die Erfindung derselben darstellen.

Anderer Abschnitt.
Von
der Erfindung der Theile der Sprache.

Erstes Hauptstück.
Von der Erfindung des Nennwortes.

Die Menschen hatten stets mit Substanzen zu thun, sie waren es, die ihnen Leben oder Tod bringen konnten. Es muste also auch stets von ihnen geredet werden, und ihnen eigene Nahmen gegeben werden, das heist, es musten Hauptwörter erfunden werden. Die ersten Worte waren ohne Zweifel Hauptwörter, weil man denjenigen Dingen zuerst Nahmen geben muste, die am nächsten den Menschen angiengen. Diese waren nur noch bloße Nahmen, man hatte sogleich noch nicht daran gedacht, daß auch noch etwas mehreres ihnen nöthig war.

Es war aber nicht genug die Substanzen bloß zu nennen, man muste sie auch beschreiben, und denen, welche sie noch nicht gesehen hatten, kenntbar machen können. Die Beschaffenheiten und Eigenschaften der Substanzen musten gleichfalls ihre Benennungen haben, das heist, man muste auch für Nebenwörter sorgen. Diese waren aber gleich anfangs noch der Sprache nicht so nothwendig, weil man von lauter bekannten Dingen redete, die keiner Erklärung oder Beschreibung bedürfen.

Diese beyden Gattungen der Wörter erfanden die Menschen, ohne auf ihre eigentliche Bestimmung vorher gedacht zu haben, bloß weil die Noth sie zwang die Begriffe, die sie von den Dingen selbst hatten, durch Töne hörbar zu machen. Man sahe nicht vorher, und beschloß es nicht bey sich, jetzt ein Hauptwort, und dann ein Beywort zu ersinnen. Wenn eine Vorstellung einer Substanz oder einer Beschaffenheit sich darbot, welche andern muste mitgetheilet werden: so gab man ihr Nahmen, ohne vorher überlegt zu haben, von welcher Art die Begriffe waren, oder von welcher die Worte seyn sollten. Noch jetzt weiß es der gemeine

meine Mann nicht, daß er sich in Haupt- und Beywörtern ausdrückt, und auch die Gelehrten würden es vielleicht noch nicht wissen, wenn Aristoteles es sich nicht hätte einfallen lassen über die Sprache zu philosophiren, und wenn man nicht, um die Erlernung der Sprachen zu erleichtern, Sprachlehren und Sprachlehrer nöthig gehabt hätte. Wenn ein Kind manchmahl einen Ton erfindet, dadurch es seine Meynung anzeigt: so weiß es ganz gewiß nicht, daß er ein Nennwort, oder ein Zeitwort u. s. w. ist, oder seyn soll; und doch ist er nothwendig einer von den Theilen der Sprache.

Die Substanzen können mit einander in verschiedenen Verhältnissen und Verbindungen stehen. Die Begriffe ahmen folglich diese nach, und müssen in eben so viele Verbindungen gebracht werden können, weil sie von den Substanzen hergenommen sind, und sie in der Seele vorstellen. Ein anderes ist es, wenn ich sage, der Sohn des Vaters, wodurch angezeigt wird, daß der erste seinen Ursprung dem letztern zu danken habe. Ueberhaupt zeigt die andere Fallendung gewöhnlich die Verbindung

dung der Substanzen an, die sie als Ursache und Wirkung, als ein Ganzes und seine Theile haben. Ein anderes ist es, wenn ich sage, der Sohn den Vater, welches den Sohn als die handelnde Substanz darstellt, deren Wirksamkeit sich auf den Vater bezieht, ohne jedoch in seiner Persohn eine merkliche Veränderung hervorzubringen. Von dieser Art sind die Ausdrücke, der Sohn giebt dem Vater, sagt ihm. Die Redensarten, der Sohn thut dem Vater gutes, oder übels, scheinen hievon abzuweichen, weil der Vater würklich eine Veränderung seiner Umstände dabey erfährt. Allein auch diese lassen sich noch zu der Regel zurückführen. Denn es wird hier nicht so wohl auf die Veränderung, die der Vater leidet, als vielmehr auf die Verrichtung des Sohnes gesehen, die sich auf ihn beziehen soll, ohne zu bestimmen, ob der Vater würklich dadurch etwas leidet, oder nicht. Wiederum ein anders ist es, wenn man spricht, der Sohn den Vater. Hier ist gleichfalls der Sohn die wirksame Substanz, und seine Verrichtung bezieht sich auf den Vater, welcher dadurch eine gewisse Veränderung in sich verspühret, als, der Sohn tödtet den Vater, er höret ihn u. s. w. Sagt

man,

man, der Sohn von dem Vater: so wird der Vater als handelnd vorgestellt, dessen Thun sich auf den Sohn bezieht. Diese Erklärung der Fallendungen trift in den meisten Fällen ein, allein es giebt doch noch manche Ausnahmen, von denen man die Ursachen entweder in der besondern Denkungsart eines Volkes, oder auch in der Natur und Bedeutung der Worte, und der Beschaffenheit der Begriffe suchen muß.

Auf diese verschiedenen Verhältnisse und Verbindungen der Substanzen gaben die Menschen anfangs nicht Achtung, weil sie sich wenig um die Kenntniß der Dinge und ihrer Verhältnisse bekümmerten, und weil sie ihre Begriffe nicht verglichen. Nachher aber, als sie, durch die Noth gezwungen, ordentlich denken, ihre Vorstellungen verknüpfen, und die Verhältnisse der sie umgebenden Dinge besser kennen lernten: so musten sich auch diese verschiedenen Verbindungen ihrer Seele nach und nach darstellen. Je ordentlicher sie dachten, desto ordentlicher musten sie auch anfangen zu reden. Um sich einander verständlich zu werden, musten sie suchen diese Verbindungen, die

sie bemerkt hatten, auch andern durch die Sprache kenntlich zu machen. Ohne die Fallendungen konnten viele Zweydeutigkeiten, Mißverständnisse, Dunkelheiten nicht vermieden werden. Dieses erfuhren sie oft zu ihrem Schaden und Verdrusse. Was war natürlicher, als daß sie suchten durch Worte die Verbindungen der Substanzen kenntlich zu machen? Dieses konnte auf zweyerley Art geschehen, entweder daß sie die Hauptwörter selbst ein wenig abänderten, oder daß sie besondere Worte zur Bezeichnung der Abänderungen erdachten. Sie wählten das, was ihnen am ersten einfiel, und am bequemsten schien; und so wurden die ersten Grundlagen der Fallendungen geleget.

Man kann leicht denken, daß diese nicht gleich anfangs von allen auf einerley Weise angenommen wurden. Einer zeigte eine Fallendung so an, ein anderer dieselbe auf eine andere Art. Denn es war einem jeden überlassen, sich auszudrucken wie es ihm gut dünkte. Ferner wenn der eine eine Fallendung erfunden hatte: so war nicht allemahl die ganze Gesellschaft zugegen, die sie allgemein anneh-

annehmen, und einführen konnte; auch ward manchmahl die Art, wie einer eine Fallendung ausgedrückt hatte, theils von den Zuhörern, theils auch wol von ihm selbst vergessen. Hievon trift man noch Spuren in vielen Sprachen an, wo eine Fallendung auf mehrere Art in einem Worte ausgedruckt wird, insonderheit im Griechischen und Lateinischen, wovon Ζευς und domus hinlängliche Beyspiele sind. Auch die Worte, welche unregelmäßig abgeändert werden, sind hierbon Beweise.

Hieraus konnte unmöglich etwas anders als eine große Verwirrung und Dunkelheit im Reden entstehen, so daß man von den damaligen Menschen mit Recht sagen kann, incidit in Scyllam qui vult vitare Charybdin. Denn wenn der eine nicht wuste, auf welche Art der andere diese oder jene Fallendung anzudeuten pflegte: so verstand er ihn nicht. Diese Unbequemlichkeit war zu sichtbar, als daß die Menschen, so unachtsam sie auch sonst auf dergleichen Dinge seyn mochten, sie nicht hätten gleich anfangs gewahr werden sollen. Die Folge davon war, daß sie das Uebel zu heben suchten. Und dies konnte nicht anders ge-

schehen, als wenn sie sich allmählig an eine gewisse Art der Fallendung jedes Wortes gewöhnten, und die übrigen alle verwarfen.

Auf solche Art wurden also Fallendungen für jedes Wort, die es beständig und bey allen haben sollte, festgesetzet. Allein nun äuserte sich eine neue Schwierigkeit. Weil die Sprache ohne Plan und ohne Grundriß verfertiget wurde: so war es unvermeidlich, daß jedes Wort nicht besondere und ihm eigenthümliche Abänderungen erhielt. Dies führte die Unbequemlichkeit mit sich, daß man bey jedem Worte etwas neues zu lernen hatte. Manchmahl wurden auch die Fallendungen, insonderheit von selten vorkommenden Worten, vergessen. Wiederum neue Dunkelheit, neue Unbequemlichkeit an der Sprache! Auch diesem wichtigen und einleuchtenden Uebel muste abgeholfen werden. Dazu war kein ander Mittel, als gewisse Arten von Fallendungen fest zu setzen, nach denen sich alle Worte richten sollten. Dieses geschahe nicht durch ein öffentliches Gesetz, sondern durch eine stillschweigende Einwilligung aller Glieder der Gesellschaft, die sich allmählich gewöhnten, sich

nach

nach einer gewissen Anzahl von Fallendungen bey allen Worten zu richten. Wie groß sie ihre Anzahl annehmen wollten, das stand bey ihnen selbst; daß es ehedem mehrere Fallendungen gegeben hat, davon findet man noch verschiedene Spuren, insonderheit in den Lateinischen und Griechischen Abänderungen.

Daß die ganze Anzahl der Fallendungen nicht auf einmahl ist erfunden worden, ist, nach dem Ursprunge und Fortgange aller menschlichen Erfindungen zu urtheilen, sehr wahrscheinlich. Einer erfand eine Fallendung, ein anderer eine andere, je nachdem es die Verbindung der Gedanken und das Interesse des Redenden mit sich brachte, bis endlich ihre Anzahl vollständig war.

Es ist bekannt, daß öfters mehrere Substanzen zusammengenommen dieselbe Veränderung und Beschaffenheit bekommen. Will man diese Beschaffenheit im Reden nur einer von ihnen zueignen: so redet man wieder die Wahrheit, und man kann einem andern dadurch großen Schaden thun. Es ist ein großer Unterschied, ob der Feind, oder die Feinde da

 sind.

sind. Es muste folglich eine Art gesucht werden, den Unterscheid in der Menge unbestimmt und bequem anzugeben. Vermuthlich wählte man anfangs eigene Worte dazu, allein dieses machte den Ausdruck nur länger und verwickelter. Das bequemste Mittel war, dem Hauptworte eine eigene Veränderung zu geben, dadurch die Mehrheit angezeiget wurde. Dadurch behielt der Ausdruck seine Kürze, und blieb doch deutlich. Man findet aus diesem Grunde auch dieses Mittel in den bekanntesten Sprachen mit gutem Fortgange gebraucht.

Wenn viele Dinge zusammen eine Beschaffenheit haben: so sind sie in Ansehung derselben als ein einziges anzusehen. Es müssen folglich diese viele zu einem einzigen andern, oder auch zu andern vielen eben die Arten der Verhältnisse und Verbindungen haben, die ein einziges in ihre Stelle gesetzt haben würde. Es müssen folglich in der mehrern Zahl (plurali) eben die Fallendungen seyn, die in der einzelnen statt fanden. So gut wie die Menschen dieses bey der einzelnen Zahl gefühlt hatten: so fühlten sie es auch bey der mehreren. Diese Fallendungen zu erfinden konnte ihnen

nicht

nicht schwer seyn, da sie schon das Vorbild und das Muster davon in der einzelnen Zahl vor sich hatten.

Auf diese Art ward also die Abänderung mit allen ihren Theilen und Zubehör bey den Hauptwörtern erfunden. Diese müssen die Menschen am häufigsten im Reden gebrauchen, und folglich auch am ersten auf ihre Ausbesserung und Vollkommenmachung denken.

Wollte man die Beywörter ohne alle diese Zusätze und Verbesserungen lassen, die man den Hauptwörtern hatte geben müssen: so blieb die Sprache dunkel und räthselhaft, weil man kein zuverläßiges Zeichen hatte, aus dem man die Verbindung, die ihnen unter einander zukommen sollte, schließen konnte. Dieser große Fehler wurde auch bald angemerkt, weil er zu oft im Reden vorkommt. Ihm abzuhelfen war das sicherste Mittel, den Beywörtern eben die Abänderungen zu geben, die man den Hauptwörtern gegeben hatte, damit man aus ihrer Aehnlichkeit sogleich abnehmen könnte, welche Beywörter zu den Hauptwörtern gehören sollten.

Mit allen diesen Zusätzen und Veränderungen war die Dunkelheit noch nicht völlig gehoben, obgleich schon die meisten und grösten Hindernisse der Deutlichkeit aus dem Wege geräumet waren. Lange Zeit beholfen sich zwar die Menschen mit den bisher gemachten Einrichtungen, weil sie nicht alles auf einmahl verbessern konnten, und weil sie auch andere und nothwendigere Verrichtungen hatten, als für die Verbesserung der Sprache zu sorgen. Allein ewig konnten sie sich doch nicht mit einer dunkeln Sprache behelfen. Je größer die Gesellschaft ward, desto merklicher wurden die Fehler in der Sprache, und desto mehr hatten die Menschen Zeit und Geist sie zu verbessern. In einer ordentlichen Rede ist es unvermeidlich, daß mehrere Haupt- und Beywörter unmittelbar zusammen kommen. Die bloße Uebereinstimmung in Ansehung der Zahlen und Fallendungen ist nicht hinlänglich zu bestimmen, welche von ihnen zusammen gehören sollen, denn sie können alle mit einander diese gleich haben. Hieraus entsteht Zweydeutigkeit und folglich Dunkelheit; z. B. man spreche, sagte Alexander der großen Gemahlin. Kein Mensch wird darauf fallen, daß die

Gemah-

Gemahlin Alexanders des Großen die redende Persohn seyn soll, ein jeder wird glauben, Alexander sey der redende. Woher kommt diese Zweydeutigkeit? Daher, daß an statt des männlichen Geschlechts des Artikels das weibliche gesetzt ist. Gesetzt nun, es wäre gar kein Unterscheid des Geschlechts in den Worten: so müste eine ähnliche Dunkelheit noch öfter vorkommen, und sie müste manchmahl noch größer werden. Diese Verwirrung bemerkten die Menschen, als sie noch den Worten kein Geschlecht gegeben hatten, nicht so gleich, weil sie in kurzen und abgebrochenen Sätzen, dergleichen sie sich anfangs bedienten, wenig oder gar nicht vorkommt. Als aber die Menschen anfiengen mehrere Gedanken zu verbinden, längere und mehr ausgeführte Schlüsse zu machen: so war sie unvermeidlich, und sie muste den Menschen gar zu sehr in die Augen fallen, und ihnen gar zu viele Beschwerlichkeiten verursachen, als daß sie nicht auf ihre Wegschaffung hätten denken sollen. Allein wie wollte man dies am besten ausführen? Eigene Worte dazu zu gebrauchen, machte die Rede zu weitschweifig, und auch manchmahl, wenn ihrer mehrere zusammen kamen, zu verwirrt. Man

verfiel also nach vielen vergeblichen Versuchen darauf, den Worten selbst, entweder nach ihrer Endung, oder nach ihrer Bedeutung, ein gewisses Geschlecht zu geben, und den Beywörtern ein Zeichen dieses Geschlechts anzuhängen, damit ein jeder gleich aus dem Zeichen des Beywortes, und aus dem bekannten Geschlechte des Hauptwortes abnehmen könnte, welche Haupt- und Beywörter zusammen vereinigt seyn sollten.

Es war um so viel leichter auf diesen Gedanken zu gerathen, da man schon durch vorhergegangene Versuche bemerkt hatte, daß man durch besondere Beugungen der Nennwörter vielen Dunkelheiten abhelfen könnte. Einige Völker, denen es bequemer schien, drey Geschlechter zu bilden, nahmen ihrer drey an, andere hingegen begnügten sich mit zwey. Die biegsamen Sprachen hatten ihrer eine größere Anzahl nöthig, weil die Worte auf vielerley Arten versetzet werden können, und folglich mehrere Kennzeichen nöthig sind, die, welche zusammen gehören sollen, zu erkennen. Dahingegen andere schon durch den bloßen Platz der Worte vieles deutlich machen konnten.

Aus

Aus diesem Grunde findet man auch im Griechischen, Lateinischen und Teutschen drey Geschlechter, im Französischen aber nur zwey, weil die erstern biegsamer sind, als die letztere.

Unter der Zeit, in der man sich mit der Verbesserung und Vollkommenmachung des Nennwortes beschäftigte, wurden auch noch andere Arten von Worten erfunden. Das Nennwort für sich allein macht noch keine Rede aus, und Menschen, die im Stande waren dieses zu ersinnen, waren auch vermögend die andern Arten von Worten zu gleicher Zeit zu erfinden. Durch den guten Erfolg, und den noch bessern Fortgang aufgemuntert, bestrebten sich die Menschen um die Wette, wer den nothwendigsten und brauchbarsten Begriffen zuerst Nahmen geben könnte. Sie waren nicht einfältig genug, unter der Zeit, da sie das Nennwort ausbesserten, die andern Gattungen von Worten gänzlich zu vergessen. Vermuthlich wurde nach dem Nennworte zunächst das Zeitwort wegen seiner Unentbehrlichkeit und seines weit ausgebreiteten Gebrauchs, erfunden. Weil aber in dem Zeitworte die Fürwörter entweder ausdrücklich,

oder doch der Kraft und Bedeutung nach begriffen sind: so ist es um der Deutlichkeit willen besser, die Ordnung der Natur ein wenig zu verlassen.

Anderes Hauptstück.

Von Erfindung der Fürwörter.

Zu der Zeit, da die Menschen sich noch der Zeichen zum Reden bedienten, werden sie ohne Zweifel, wenn sie von sich, oder einer andern gegenwärtigen Persohn redeten, auf sich, oder auf jene gezeiget haben. Dieses Zeichen war deutlich, von aller Gefahr eines Mißverständnisses frey, und es war auch dabey leicht so wol zu ersinnen, als auch zu verstehen. Als die Sprache der Töne an die Stelle dieser Sprache der Zeichen gekommen war, und die Glieder der Gesellschaft sich selbst eigenthümliche Nahmen gegeben hatten, um sich dadurch zu rufen, und im Reden von einander zu unterscheiden, werden vermuthlich die Menschen, so oft sie von sich sprachen, sich ihres eigenen Nahmens bedient haben.

So

So pflegen es noch jetzt die Kinder zu machen, und um verständlich mit ihnen zu reden, muß man an statt der Fürwortes, das sie nicht verstehen, ihren eigenen Nahmen setzen. Was jetzt die Kinder thun, das thaten damahls alle, weil alle in Ansehung der Sprache Kinder waren.

Was den Persohnen wiederfuhr, begegnete auch den Sachen. Man war genöthiget allemahl ein schon vorher gebrauchtes Nennwort in der Rede so oft zu wiederholen, als man etwas neues von der Sache reden wollte. Diese beständige Wiederholung, so unangenehm sie auch anzuhören und auszusprechen war, so wurde sie doch nicht gleich anfangs von der Gesellschaft wahrgenommen. Zufrieden sich auf eine verständliche Art auszudrucken, bemühete man sich gar nicht um das wohlklingende und feine in der Rede. Noch waren die Menschen zu sehr in andere und nothwendigere Geschäfte verwickelt, als daß sie auf solche Dinge hätten acht geben können. Ihr Verstand und ihr Ohr waren auch noch nicht genug dazu ausgebildet.

Als aber die Zeit und der beständige Umgang mit einander die Seelen der Menschen schon etwas aufgekläret hatten: so konnten sie nicht umhin, die Unbequemlichkeit der beständigen Wiederholung eines Nennwortes zu entdecken. Sie redeten schon länger und öfter mit einander, und je länger und je häufiger sie redeten, desto fühlbarer ward ihnen diese Unbequemlichkeit.

Dies veranlaßte natürlicher Weise den Gedanken sie zu heben, und eigene Worte zu erdenken, die die Stelle schon vorher gebrauchter Nennwörter und der eigenthümlichen Nahmen vertreten könnten. Diese erfundenen Wörter waren die Fürwörter. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man zuerst das Fürwort der ersten Persohn entdeckt hat. Denn die damahligen Menschen hatten von nichts wichtigerm als von sich selbst, ihren Bemerkungen und Thaten zu reden. Eine einzige Persohn war der damahls noch kleinen Gesellschaft wichtiger, als sie es jetzt ist, wo man sich aus tausenden nichts macht. Je kleiner eine Gesellschaft ist, desto mehr Liebe haben die Menschen gegen einander, desto mehr werden ein-

zelne Glieder geschätzt, desto mehr Fürsorge tragen sie für einander, desto mehr Patriotismus herrscht unter ihnen. Ein Amerikanischer Wilde kann es noch jetzt nicht begreifen, wie es möglich ist, daß den Europäischen Nationen ihre Mitbrüder so gleichgültig sind, wenn einer von ihnen von einem fremden Volke erschlagen wird. Wiederfährt ihnen selbst dies: so ist gleich das ganze Volk zur Rache bereit, und der Krieg ist unvermeidlich, wofern der beleidigende Theil nicht Genugthuung giebt. Aus dieser Liebe der Menschen in den ersten Zeiten der Gesellschaft rührt es her, daß auch noch jetzt für Verstorbene eine gewisse Trauer-Zeit angeordnet ist. Die Wilden betrauren ihre Todten öffentlich, und die ganze Gesellschaft nimmt Theil an ihrem Verluste. So lange die Griechischen Staaten noch klein waren, so lange Roms Herrschaft sich noch nicht weiter, als über einige kleine benachbarte Völker erstreckte, waren die Bürger patriotisch, redlich, edel gesinnet. Je mehr aber ihre Macht zunahm, desto mehr nahm auch das Interesse, der Eigennutz, die Ungerechtigkeit, die Betrügerey, die Falschheit, zu. Wäre es also aus diesem Grunde nicht besser, wenn lauter kleine Staa-

ten

ten wären? Allein vielleicht sind wir zu schwach unsere Güter recht zu genießen. Immer wird die Herrschsucht und der Ehrgeitz der Großen, und die Unwissenheit der Kleinen die Menschen hindern eine dauerhafte Gesellschaft zu errichten, in der die Gerechtigkeit, die Liebe, und die Grazien vereinigt sich beeifern, das Herz des Menschen mit seeligen Einflüssen der Ruhe und Zufriedenheit zu erfüllen. Man kann mit Recht von den Menschen überhaupt sagen, was Homer von den Gefährten Ulysses sagt, αὐτῶν γαρ σφετερῆσιν ἀτασθαλιῆσιν ὀλοντο. Aus dieser Zuneigung der Menschen in den damahligen Zeiten rührt es her, daß ein jeder dem andern seine Erfahrungen und Bemerkungen mitzutheilen bereit und willig war. Es muste folglich ein Wort dazu seyn, die redende Persohn anzudeuten, man bildete ein solches, und dies war das Fürwort der ersten Persohn, dem man hernach aus gleichen Ursachen die Fürwörter der übrigen zwo Persohnen hinzusetzte.

Weil diese Fürwörter als Nennwörter selbst gebraucht zu werden bestimmt waren: so musten sie auch nothwendig in eben dieselben Verbin-

bindungen und Verhältnisse kommen, in denen die Hauptwörter, deren Stelle sie vertraten, selbst hätten stehen müssen. Daher sahen die Menschen gar bald ein, daß eine einzige Fallendung des Fürwortes nicht hinreichen würde, alle diese Verhältnisse mit gleicher Deutlichkeit anzuzeigen. Es wurden folglich den Fürwörtern eben die Gattungen der Fallendungen gegeben, die den Nennwörtern zukommen. So wie nach und nach die Umstände die verschiedenen Verbindungen der Fürwörter an die Hand gaben, so suchte man auch allmählig ihre verschiedenen Fallendungen zu erfinden. Daher kommt es, daß ihre Abänderungen nach keinem regelmäßigen Plane sich richten. Die andere Fallendung von ich heist meiner, mei, μοῦ, welche mit der ersten nicht die geringste Aehnlichkeit hat. Eben so ist es auch mit der andern Fallendung in der mehrern Zahl eben dieses Fürwortes beschaffen. Die Uebereinstimmung der Abänderungen der Fürwörter der andern und dritten Persohn mit denen der ersten scheinet anzuzeigen, daß die beyden letztern nach dem Muster des Fürwortes der ersten Persohn sind gebildet worden.

Als

Als man mit der Zeit die Rechte des Eigenthums genauer bemerket hatte, ward auch der Begriff von Dingen, die Persohnen gehören, genauer entwickelt. Vorher hatten die Menschen das mein und dein nicht gekannt, sie begnügten sich jedesmahl mit dem, was sie gegenwärtig hatten, ohne sich nach einem beständigen Eigenthum umzusehen. Die Gleichheit des menschlichen Geschlechts, die Rechte des Stärkern, und die Nothwendigkeit der Gewalt zu weichen erlaubten nicht an ein fortdauerndes Eigenthum zu denken. Die Gesellschaft hat zuerst den Menschen den Begriff, des mein und dein mitgetheilet. Denn weil ihr daran gelegen war, daß ihre Glieder beysammen blieben, und sich nicht von neuem wieder ein jeder, wohin es ihm gefiele, begeben möchte: so muste auch für einen dauerhaften Unterhalt eines jeden gesorget, das heist, einem jeden etwas zum gewissen und sichern Besitz oder Eigenthum gegeben werden, davon er seinen Unterhalt haben konnte. Es fiel oft Gelegenheit vor von den Dingen, die diesem oder jenem eigen waren, zu reden. Um alle Zweydeutigkeit und allen Mißverstand zu vermeiden, muste man folglich bemühet seyn eigene Nahmen

zu

zu erfinden, diese Beziehung der Dinge auf Persohnen zu bezeichnen. Nichts war natürlicher, als daß man diese Benennungen von den bereits erfundenen Fürwörtern, die die Persohnen anzeigten, ableitete. Und dieses findet man auch in den bekanntesten Sprachen beobachtet, in welchen die Fürwörter, die einen Besitz andeuten, mit denen, die die Persohnen bezeichnen, große Aehnlichkeit haben.

Diese Fürwörter musten die Eigenschaften eines Beywortes haben, weil sie die Substanzen bestimmen, und ihnen eine gewisse Beschaffenheit beylegen sollten. Anfangs hatte man wol nicht an diese Nothwendigkeit gedacht, allein die Erfahrung und der Gebrauch im Reden machten sie den Menschen begreiflich. Daher richtete man auch diese Fürwörter nach dem Muster der bereits erfundenen Beywörter ein, um mehrerer Uebereinstimmung und Einförmigkeit willen.

Die andern Fürwörter, die eine Sache gleichsam als gegenwärtig zeigen (demonstratiua), wurden nach und nach hinzugesetzt, aber vermuthlich ziemlich spät. Sie dienen die Rede lebhaft zu machen, und ihr mehr Annehmlichkeit

und Kürze mitzutheilen, dieses aber war das nicht, worauf man gleich anfangs sahe.

Drittes Hauptstück.
Von Erfindung der Zeitwörter.

Daß die Substanzen verschiedene Veränderungen erfahren, daß sie bald so, bald wieder in einer andern Gestalt erscheinen, dieses war eine Betrachtung, die dem menschlichen Geiste nicht lange entwischen konnte, weil er täglich sie so wol an andern, als auch an sich selbst sie zu machen Gelegenheit hatte. Diese Veränderungen konnten ihm unmöglich gleichgültig seyn, weil sie auf sein Wohl und seinen Untergang den grösten Einfluß hatten, um desto aufmerksamer muste er folglich auf sie seyn. So nöthig und nützlich es dem Menschen war, diese Veränderungen zu bemerken, eben so unentbehrlich war es ihm auch die Vorstellungen, die er davon hatte, seinen Mitgesellschaftern mitzutheilen.

Aus diesem Grunde war es nothwendig auf Worte zu sinnen, die eine Veränderung, die ein Ding hervorbringt, oder, den Begriff der

Ver-

Veränderung nebst dem der Hervorbringung anzeigten, und dieses war das Zeitwort.

Unter allen Zeitwörtern ist keines unentbehrlicher als das Zeitwort seyn, welches das allgemeine und nothwendige Band aller unserer Urtheile ist. Verbunden mit einem Haupt- und Beyworte zeigt es an, daß der Begriff des Beywortes unserer Meynung nach dem des Hauptwortes zukomme. Ohne dieses kann kein zusammenhängender und deutlicher Satz hervorgebracht werden. Die Menschen hatten schon Begriffe und Worte zu den Substanzen und ihren Beschaffenheiten, die Erfahrung und die Gesellschaft hatten ihnen auch schon die Vorstellung von der Verbindung beyder geben müssen. Diesen gebrauchten sie unumgänglich und beständig, es muste ein Wort dazu gesucht werden, und dieses war das Hülfswort seyn.

Anfangs war den Menschen das gegenwärtige das wichtigste, das zukünftige suchten sie nicht, weil sie noch nicht auf den Einfluß des gegenwärtigen auf das kommende acht gegeben hatten, und das vergangene rührte sie nicht, weil es vergangen, und ihrem ungeüb-

ten Gedächtnisse entwischt war. Ihre Bemühungen giengen folglich bloß dahin, sich den gegenwärtigen Zustand der Dinge zu beschreiben. Die erste Zeitendung des Zeitwortes seyn, war diesem zufolge ohne Zweifel die gegenwärtige (praesens).

Noch wuste man von keinen Persohnen, aber auch die wird die Noth bald erfinden lehren. Die Menschen waren selbst täglich unterschiedenen Veränderungen unterworfen, und nach dem großen Antheil, den einer an des andern Zufällen nahm, war es unvermeidlich, daß einer dem andern was er selbst war anzeigen muste. Es konnte dieses dadurch geschehen, daß er sich zeigte, oder auch seinen Nahmen nannte nebst Hinzusetzung der dritten Persohn des Zeitwortes. Dieser Art des Ausdruckes pflegen sich auch noch jetzt Kinder zu bedienen, wenn sie noch die Sprache nicht in ihrer Gewalt haben. Auch die, welche in einer fremden Sprache, deren sie nicht recht kundig sind, reden, pflegen sich so auszudrücken. Aus diesem Grunde ist zu vermuthen, daß die dritte Persohn des Zeitwortes seyn, zuerst erfunden ist. Man hat sich auch vielleicht dieser Art zu reden eine geraume Zeit bedienet. Allein, endlich

bemerk-

bemerkte man doch ihre unnütze und unbequeme Weitläuftigkeit, und suchte sie zu heben. Man gab also dem Zeitworte eine andere Beugung, oder man bediente sich auch dazu eines Tones, der mit dem eigentlichen Zeitworte, oder der dritten Persohn desselben, keine Verwandschaft hatte; z. B. ich bin, und er ist, sum und est, εἰμὶ und ἐστὶ haben keine Aehnlichkeit. Dies dient zum Beweise, daß man das Zeitwort seyn, nicht nach einem regelmäßigen Plane anfangs verfertiget habe, und daß es folglich eines von den am ersten erfundenen Zeitwörtern seyn müsse. Denn je mehr Unregelmäßigkeit in den Abänderungen eines Wortes ist, desto älter ist es, weil man anfangs ohne Plan und ohne Muster an der Sprache arbeitete. Viele Völker fanden auch noch für gut, sich der Fürwörter zur Bezeichnung der Persohnen zu bedienen, ob es gleich besser zu seyn scheint, wenn es nicht geschehen wäre. Denn die besondern Abwandelungen unterscheiden schon die Persohnen genug. Hier machen die Fürwörter eine Sprache ohne Noth weitläuftig und unbiegsam.

Wenn zwey oder mehrere mit einander reden: so muß nicht nur die redende Persohn selbst; sondern auch die, welche angeredet

wird, angezeiget werden, insonderheit, wenn die Rede etwas lang ist. Folglich ist ein Zeichen unentbehrlich diese zu bestimmen. Das leichteste Mittel, und das den Menschen, nachdem sie bereits den Nutzen der besondern Endungen bey den Nennwörtern verspühret hatten, am ersten einfallen muste, war, dem Zeitworte eine eigene Beugung zu geben. So entstand die andere Persohn.

Vielen Hauptwörtern kommt oft nur ein Beywort zu. In den Zeiten, da man noch wenig redete, und da man des andern Sinn leicht errathen konnte, bediente man sich des Zeitwortes seyn, nur in der einzelnen Zahl (singulari), um diese zu verknüpfen, weil man noch die Nothwendigkeit einer mehrern Zahl nicht eingesehen hatte. Je mehr die Menschen ordentlich denken, je mehr sie weitläuftig reden lernten, und lernen musten, desto mehr wurden sie die Unbequemlichkeit und Dunkelheit einer solchen Art zu reden gewahr. Sie sahen ein, wie nothwendig es zur Deutlichkeit gehöret, daß die Nenn- und Zeitwörter, welche zusammen verbunden seyn sollen, in gleicher Zahlendung stehen. Es wurde diesem gemäß dem Zeitworte eine veränderte

Gestalt

Gestalt gegeben, und so entstand die mehrere Zahl.

Sieht man diese mehreren zusammengenommenen Substanzen als Persohnen an, so ist begreiflich, daß bey ihnen eben das statt findet, was bey der einzelnen Zahl nothwendig war. Nemlich die vielen Persohnen können von sich selbst, sie können von vielen andern gegenwärtigen, und endlich von vielen andern abwesenden Personen, oder von Sachen reden. Hieraus entspringt die Folge, daß in der mehrern Zahl eben so gut drey Persohnen seyn müssen, als in der einzelnen. Diese wurden schon mit mehrerer Regelmäßigkeit gebildet, welches aus dem Zeitworte selbst zu ersehen ist. Die Menschen hatten schon durch vielfältige Erfahrung gelernet, daß die Aehnlichkeit der Dinge untereinander das beste Mittel ist sie leicht zu begreifen, und leicht zu behalten. Diese Anmerkung hatten sie schon bey Bildung der Nennwörter machen müssen. Ferner sahen sie auch wol ein, daß da die mehrere Zahl, mit der einzelnen zusammengenommen, der Bedeutung nach in den meisten Stücken einander ähnlich seyn sollten, sie diesen beyden Zahlen auch in Ansehung des Wor-

tes selbst eine Aehnlichkeit geben müsten, um so wol ihre Uebereinstimmung, als auch ihren Unterscheid deutlich zu bemerken und zu bezeichnen. Hiezu war das bequemste und das natürlichste Mittel, daß sie die Persohnen der mehrern Zahl von den Persohnen der einzelnen abzuleiten suchten. Im Lateinischen und Griechischen ist dieses ohne Zweifel geschehen, ob es im Teutschen auch geschehen sey, läst sich aus der jetzigen Gestalt des Zeitwortes nicht erkennen, vermuthlich trift man in den Alterthümern der Teutschen Sprache noch Spuren davon an.

Mit dieser ersten Zeit begnügten sich die Menschen eine Zeitlang, aber auch die vergangene Zeit ward ihnen bald wichtig. Bey dem starken Anwachse der Gesellschaft, bey der Vermehrung der Bedürfnisse, und bey der Abnahme der bisherigen Nahrungsmittel, musten die Menschen auf alle Vorfälle genau acht geben, um keinen, wo möglich, ungenutzt vorbey zu lassen. Auch das, was schon geschehen war, ward ihrem schon mehr aufgeklärten Verstande brauchbar. Sie suchten daraus auf das zukünftige Vortheile zu ziehen, besonders da sie die öftere Rückkunft gewisser Begebenheiten

gewahr

gewahr wurden. Sie erzählten sich einander, wo sie ein wildes Thier gesehen hatten, wo sie ein nützliches Kraut, oder andere dergleichen Nothwendigkeiten bemerket hatten, theils damit auch andere daran Theil nehmen, theils damit sie alle mit vereinigten Kräften sich den Besitz der Dinge verschaffen möchten. Was lange vergangen war, darum bekümmerten sie sich nicht, sie hatten es auch schon größtentheils vergessen, nur das kürzlich und eben geschehene lag ihnen am Herzen. Es muste folglich ein Ausdruck da seyn, dadurch sie anzeigen konnten, daß ein Ding diese oder jene Beschaffenheit, und zwar vor kurzem gehabt hätte. Die Menschen erfanden einen Schall dazu, und dieser drückte das Imperfektum des Zeitwortes seyn aus.

Weil es mit dieser Zeitendung eben die Beschaffenheit in Ansehung der Persohnen und der Zahl hat, die bey der gegenwärtigen Zeit statt findet, so waren die Menschen bald genöthiget, auch dieser Zeit ihre Persohnen und Zahlendungen zu geben. Doch sahen sie darauf, diesen verschiedenen Abwandelungen in dieser Zeitendung mehr Aehnlichkeit und Uebereinstimmung unter einander zu geben. Daher

ist sie auch in den bekanntesten Sprachen regelmäßiger und ordentlicher, als die erste Zeit.

Weil man nicht vorhergesehen hatte, daß das Zeitwort seyn mehrere Zeiten als eine haben würde; auch weil man nicht einmahl den Vorsatz gehabt hatte, daß das Imperfektum eine Abwandelung des Wortes seyn sollte: so bemühete man sich auch nicht ihm eine Aehnlichkeit mit der ersten Zeitendung zu geben, oder es von ihr abzuleiten. Daher ist auch der Ton dieser Zeit von dem der ersten und dem der übrigen ganz verschieden, so daß er unmöglich von der Wurzel des Zeitwortes abgeleitet seyn kann, sondern vielmehr ein ganz besonderer willkührlich angenommener Schall seyn muß. Ich bin, und ich war, und seyn, sum, eram, esse, und εἰμι und ἦν, ἦν und εἶναι haben keine Aehnlichkeit mit einander. Sollte nicht aus dieser Unregelmäßigkeit ein Beweis hergenommen werden können, daß Gott die Sprache nicht eingegeben hat? Denn ist sie von Gott: so muß sie nach einem Plane verfertigt, sie muß regelmäßig, und in allen Stücken ordentlich seyn; das ist sie aber nicht.

Je mehr die Menschen nach und nach die Grade der vergangenen Zeit zu unterscheiden

und

und sie in ihren Reden unbestimmt zu bemerken für nöthig zu halten anfiengen, desto mehr Zeitendungen erfanden sie, alle diese Grade zu bezeichnen. Daher kommt es, daß die Zeitendungen, die sich auf die vergangene Zeit beziehen, in einigen Sprachen in größerer, in andern hingegen in kleinerer Anzahl vorhanden sind.

Endlich war noch die künftige Zeit zu bezeichnen übrig. Um sich seine Entschließungen, ein Thier, oder einen Feind, den man vermuthete, und andere ähnliche Vorfälle zu bezeichnen, muste diese Zeitendung da seyn. Einige Völker bezeichneten das Zukünftige überhaupt von dem, was gleich geschehen wird, zu unterscheiden, und bildeten daher zwey Futura. Nach eben den Regeln der Aehnlichkeit und Nothwendigkeit, die bey den vorhergehenden Zeitendungen statt gefunden hatten, gab man auch dieser ihre Persohnen und Zahlendungen.

Mit dieser Einrichtung des Zeitwortes seyn, wird man sich wahrscheinlicher Weise eine geraume Zeit beholfen haben, weil die Menschen noch nicht gelernt hatten zu zweifeln, sondern alles als zuverläßig und gewiß dachten und ausdrückten. Auch jetzt giebt es nur wenige, die

die

die Kunst zu zweifeln gelernet haben. Auch bey den zweifelhaftesten Fällen ist man gewohnt als ein Diktator und tamquam ex tripode zu sprechen. Dies kommt von einer grossen Unachtsamkeit auf sich selbst her. Man bemerkt nicht, wie oft man sich schon geirret habe, wie leicht man irren könne, und daß fast kein Tag vergeht, darinn man sich nicht unzählige mahle selbst wiederspricht, und folglich irret. Die meisten sind so sehr an diese orakelmäßige Zuverläßigkeit gewohnt, daß sie einem, der etwas zweifelhaftes als zweifelhaft ausdrückt, entweder gar nicht glauben, oder verlangen, daß er mit mehrerer Zuversicht reden solle. Der Ton des gemeinen Lebens, und die beständige Gewohnheit reist auch die Weltweisen dahin, sie reden von allen, auch den dunkelsten und unbegreiflichsten Dingen mit der grösten Zuversicht, bestimmen die Bestandtheile der Welt, das Wesen der Seele, ja selbst die Dreyeinigkeit mit so vielem Zutrauen auf sich selbst, als ob sie der Schöpfung zugesehen, in die Tiefen der Gottheit geschauet, und ihre Seele selbst gebildet hätten. Kann man es denn wol den damahligen Menschen, die lange noch nicht Philoso-

losophen waren, verdenken, wenn sie sich des dogmatischen Tones bedienten?

Auch die Wünsche des menschlichen Herzens waren in den ersten Zeiten sehr eingeschränkt. Man hatte keine Kenntniß von vielen Sachen, man gebrauchte nicht vieles, also ward auch nicht vieles gewünscht. Je mehr sich aber die Kenntnisse ausbreiteten, und allmählig gründlicher wurden, desto mehr vermehrten sich die Begierden und mit ihnen die Wünsche, und man fieng auch, durch die Erfahrung klug geworden, an zu zweifeln. Es musten folglich Ausdrücke seyn, die die Lage der Seele, wenn sie an etwas zweifelt, oder etwas wünschet, zu erkennen geben. Man hatte schon die Bestimmungen der Zeiten mit in das Zeitwort gebracht, auch die Zahlen dadurch kurz angedeutet, es war natürlich, daß die Menschen auf diesem gebahnten Wege weiter giengen, und auch den Wunsch und den Zweifel durch eine besondere Beugung des Zeitwortes auszudrucken suchen. Auf diese Art entstand ein Stückchen vom Conjunktivo. Diejenigen Völker, denen es bequemer schien, den Wunsch durch eine besondere Art anzudeuten, machten einen Optativum besonders.

So wie das Präsens im Indikativo zuerst erfunden ward, so war es auch vermuthlich eben dieselbe Zeitendung im Conjunktivo, deren man sich zuerst bediente. Es war anfangs nur eine Persohn dieser Zeit da, weil man nicht vorhergesehen hatte, daß diese Art eben so wie die erste ihre Zeit- und Zahlendungen und Persohnen haben würde und müste. Eben dieselben Ursachen, die bey der ersten Art statt gefunden hatten, äußerten sich auch bey dieser andern, und nach eben den Gesetzen der Aehnlichkeit ward der ganze Conjunktivus mit allen seinen Abwandlungen fertig gemacht.

Wegen der eingeschränkten Kenntnisse hatten die Menschen bis dahin einander wenig rathen oder befehlen können. Die Gleichheit, die anfangs in der Gesellschaft statt fand, erlaubete auch nicht einmal einen Befehl. Als aber nach und nach mehr Ordnung in die Gesellschaft eingeführet, und Leute bestellet wurden, die darauf sehen sollten, daß das gemeine Beste befördert würde, und als man endlich für gut fand, gewisse öffentliche Anordnungen, die man Gesetze nennet, unter sich einzuführen: so erkannte man auch die Nothwendigkeit, den Begriff eines Befehles mit dem

Zeitworte zu verbinden, wodurch also die befehlende Art (imperatiuus), ihrer Kraft nach, eingeführet wurde. Einigen Völkern gefiel es, die Bedeutung des Befehles mit der zukünftigen Zeit im Indicativo zu verknüpfen, vielen andern aber schien es bequemer eigene Beugungen dem Zeitworte zu geben.

Bisher hatte man nur Begriffe von dem Zeitworte seyn, die mit den Persohnen und andern Nebenumständen zusammenhangen, gehabt. Diese waren anfangs die nothwendigsten, aber mit der Ausbreitung der Kenntnisse war ihre allgemeinmachung, und mit dieser auch der Begriff des Seyns überhaupt ohne alle Zusätze und Nebenvorstellungen verknüpfet. Um ihn auszudrücken gab man dem Worte eine Beugung, und daraus entstand die unbestimmte Art (infinitiuus).

Vermuthlich hat man sich eine geraume Zeit mit den Urtheilen und Sätzen, die sich durch das Zeitwort seyn, vereinigt mit einem Haupt- und Beyworte anzeigen lassen, begnüget. Man kann ihrer auch auf diese Art eine große Anzahl bilden, aber die Wirkungen der Dinge ausdrücken, das kann man nicht. Man kann sich Gemählde und Schildereyen von den Zuständen der

Dinge

Dinge machen, aber ihre Thätigkeiten, ihre Verrichtungen kann man nicht anzeigen. Und auch diese Begriffe musten ihren Ausdruck haben, weil sie gar zu wichtig und unentbehrlich sind, als daß man sie ganz hätte übersehen können.

Diejenigen Verrichtungen der Dinge, die mit einem Schalle verknüpft sind, druckte man durch diesen Schall selbst aus, als murmurare, grunzen, ὀλολυζειν, und unzählige andere. Man gab diesen Zeitwörtern die Zeitendungen und Arten (modos) nach Veranlassung der Umstände, ohne auf Ordnung und Harmonie zu sehen. Es gieng dabey eben so verwirrt wie bey dem Nennworte zu. Daher sind auch viele Zeitwörter noch jetzt so ausschweifend unregelmäßig, als gaudeo, gauisus sum, gaudere, und andere. Der Gebrauch hat die Unregelmäßigkeit dieser Zeitwörter so sehr bestätigt, daß es hernach den ordentlichern Menschen nicht möglich gewesen ist sie abzuschaffen. In einigen Worten ist uns diese Unordnung schon zuwieder, wenn wir eine Sprache lernen, und die unregelmäßigen Zeitwörter machen den Anfängern manche beschwerliche Stunden. Wie sehr muß sie es nicht den Menschen zu der Zeit gewesen seyn, da sie allgemein war,

und eine Verwirrung, die von der zu Babel wenig unterschieden seyn muste, hervorbrachte.

Ueberdrüßig eine Sprache zu haben, und sich doch nur wenig zu verstehen, gewöhnten sich die Menschen an, sich eines Ausdruckes unter einander zu bedienen, und die übrigen alle abzuschaffen. Auf diese Art wurden die Abwandelungen der Zeitwörter festgesetzt, und ordentlich eingerichtet.

Bisher hatte man nur die thätige Gattung der Zeitwörter erfunden. Allein die Dinge können nicht nur Veränderungen hervorbringen, sie können sie auch leiden. Das, was sie leiden, ist nicht weniger wichtig, und für einzelne Menschen und für die ganze Gesellschaft beträchtlich, als das, was sie thun. Die Begriffe davon musten sich also auch nach und nach entwickeln, und in Ausdrücke übergehen. Dieselbe Veränderung, die die Dinge thun, können auch die meisten unter ihnen leiden. Der Begriff folglich, der bey der thätigen Gattung zum Grunde liegt, bleibt bey der leidenden derselbe, nur das Verhältniß zu einer Substanz ändert sich. Dieses veranlaßte die Menschen die leidende Gattung von der thätigen durch eine besondere Abänderung abzuleiten.

Dies war erstlich viel leichter, als die Erfindung neuer Worte, zweytens machte es die Sprache bequemer zu lernen und zu behalten, und drittens war es der Natur der Begriffe am meisten angemessen. Kein Wunder also, daß die Menschen diesen Weg gewählet, und wo nicht überall, doch gröstentheils gewählet haben.

Das Leiden einer Veränderung hat eben die Beziehungen auf Zeiten, Persohnen, Wünsche und Befehle, die das Thun hat. Dieses konnte den Menschen nicht unbekannt bleiben, weil es gar zu klar vor Augen liegt. Auch in Ansehung der Ausdrücke dieser Begriffe fand dieselbe Nothwendigkeit statt, die bey der thätigen Gattung vorhanden war. Die Menschen gaben daher der leidenden Gattung ihre Zeiten, Zahlen, Persohnen, Arten, eben so gut wie der thätigen. Die Erfindung dieser Abwandelungen war um so viel leichter, da sie bereits das Muster davon bey der thätigen Gattung vor sich hatten, der Weg war gebahnet, man durfte nur auf demselben weiter fortgehen. Daher ist es wahrscheinlich, daß es mit der Erfindung der leidenden Gattung weit

geschwinder, leichter, und ordentlicher zugegangen ist, als mit der der thätigen.

Viertes Hauptstück.

Von Erfindung der Bestimmungswörter.

Durch die bisher erfundenen Theile der Sprache konnten schon ordentliche und verständliche Sätze ausgedrucket werden. So lange man nur in abgerissenen und kurzen Sätzen redete, so lange war diese Sprache zulänglich. Allein man fieng auch schon an ordentlich und zusammenhängend zu denken, man bemühete sich folglich wie Gedanken mit Gedanken, so auch Sätze mit Sätzen zu verknüpfen. Man suchte auch seine Gedanken bestimmt, und ohne Besorgniß einer Zweydeutigkeit, lebhaft und rührend vorzutragen. Die eigentlichen Ausdrücke dazu fehlten noch, sie musten also erfunden werden, und diejenigen, die dazu erdacht wurden, waren die Bestimmungswörter.

Die Zwischenwörter sind wol die ältesten und ersten Bestimmungswörter. Die menschlichen

lichen Gemüthsbewegungen suchen nichts so sehr, als sich Luft zu machen, und sie brachen natürlicher Weise in Töne und Schälle aus. Wenn man sich erschreckt, so schreyt man auch wieder seinen Willen, und Kinder, die noch nicht reden können, thun eben dieses. Solche plötzlich entstehende Gemüthsbewegungen werden durch die Zwischenwörter angezeigt. Man kann mit Grunde muthmaßen, daß diejenigen Zwischenwörter, die die stärksten Gemüthsbewegungen anzeigen, die ältesten sind. Daher haben sie auch fast in allen Sprachen sehr einfache Töne, und diejenigen selbst, die der Mensch alsdenn herausstößt, wenn er von der Gemüthsbewegung eingenommen ist, zu Zeichen. Einige Völker haben versucht zu künsteln, und diese natürlich kurzen Töne zu verlängern; sie scheinen aber an statt sich dadurch zu verbessern sich verschlimmert zu haben. Es war um so leichter, diese Art Zwischenwörter zu erfinden, da die Natur selbst sie den Menschen abzwang.

Nach diesen ersten kamen auch die andern, die weniger heftige Gemüthsbewegungen, als des Lachens, des Erstaunens, der zuverläßigen Gewißheit, u. s. w. anzeigen. Man

that

that hier wiederum weiter nichts, als der Natur folgen, und die Töne, die sie selbst ohne Künsteley und Nachdenken erpreßt, ausdrücken. Doch ist in den Wörtern dieser Art schon mehr willkührliches, und die Völker haben die natürlichen Töne zum Theil durch Zusätze und Veränderungen ganz verstellt, daß man Mühe hat sie wieder zu erkennen. Das lateinische hem scheint eigentlich das teutsche hum zu seyn, welches eine lachende Bewunderung, auch zuweilen einen kleinen Unwillen anzeigt.

Auf die Zwischenwörter folgten vermuthlich die Bindewörter. Es war den Menschen bey ihren zu machenden Anordnungen und Einrichtungen, bey den Beschreibungen der Dinge, welche zusammen gewirkt hatten, und bey andern ähnlichen Vorfällen unentbehrlich nothwendig Ausdrücke zu suchen, dadurch sie diese Verbindungen angeben konnten. Anfangs hatte man nur ein einziges Bindewort, weil man auf die Nothwendigkeit mehr als auf die Zierlichkeit eines Ausdruckes sahe. Nachher aber wurden ihrer mehrere, die einerley Bedeutung haben, hinzugesetzt, um dadurch der Rede eine Abwechselung und Annehmlichkeit zu geben.

Als man anfieng ordentlich und zusammenhängend zu denken, waren auch Ausdrücke nöthig, die Art des Schlusses, der Folgerung zu bezeichnen, um dadurch anzugeben, wie eines aus dem andern fließen, welches der Grundsatz, und welches die Folgerung seyn sollte. Auch hierzu ward eine Art Bindewörter erdacht, z. B. folglich, daher u. s. w.

Je mehrere Arten der Schlüsse erdacht wurden, desto mehrere Arten der Wörter musten da seyn, sie zu bezeichnen. Also kamen auch die andern Arten von Bindewörtern, die trennende, die bedingende, u. s. w. nach und nach zum Vorschein.

Es muste auch angezeiget werden, auf welche Art eine Substanz auf die audere, und mit der andern zugleich gewirkt hatte. Die Wörter, die man dazu erfand, waren die Vorwörter. In einigen Sprachen ist ihr Gebrauch stärker, als in andern; so ist er im Teutschen stärker, als im Lateinischen. Dieses kommt daher, daß die Lateiner durch die Fälle des Hauptwortes viele Vorwörter anzeigen können.

Es war auch noch übrig die besondere Art, wie eine Beschaffenheit einem Dinge zukommt, zu bezeichnen, um dadurch das Gemählde leb-

hafter

hafter, und der Beschaffenheit seines Gegenstandes angemessener zu machen. Die dazu erfundenen Wörter waren die Nebenwörter. Man bediente sich ihrer auch, besondere Umstände des Ortes, der Zeit, anzuzeigen.

Fünftes Hauptstück.

Von Erfindung der Wortfügung.

Nun waren alle Theile der Sprache mit ihren Abwechselungen, oder Abänderungen, und dem nothwendigsten Zubehör erfunden. Diese Theile musten auf eine gewisse Art mit einander zusammengesetzet werden. So bald man von der einmahl hierinn eingeführten Art abweicht, so bald redet man dunkel. Woher kommen die Regeln dieser Verknüpfung? Eben die Ursachen, die bisher den Ursprung der ganzen Sprache gewirket haben, sollten sie auch nicht fähig gewesen seyn die Gesetze der Wortfügung hervorzubringen? da sie so vieles gethan haben: so ist es wahrscheinlich, daß sie auch dieses werden gewirket haben. Wir wollen diesem zufolge sie auch hier anzubringen suchen.

Der Grund aller Regeln der Wortfügung ist die Deutlichkeit im Reden. Denn wenn man in irgend einer Sprache sie nicht achtet: oder zum Versuch von ihnen abweicht: so wird gleich die Rede räthselhaft. Hätte man in jeder Ordnung der Worte, in jeder ihrer Endungen verständlich reden können, und wäre es gleichgültig gewesen, welche von ihnen man in jedem Falle gesetzt hätte: so wären die Regeln der Wortfügung überflüßig geworden. Da aber eine jede Abänderung eines Wortes eine eigene Bedeutung hat, die mit der einer andern nichts gemein haben soll: so muß freylich eine gewisse Ordnung und eine Regel in Ansehung der Folge und der Endungen der Worte seyn, die man in jedem Falle gebrauchen muß.

Anfangs waren die Menschen nicht so philosophisch dieses gleich einzusehen. Sie redeten, wie es ihnen einfiel, und überließen es dem Verstande ihrer Zuhörer, ihre Meynung zu errathen. Als aber mit der Zeit die Abänderungen hinzukamen, von denen jede eine eigene allen bekannte Bedeutung hatte, lehrte sie der Sinn und die Absicht ihrer Rede gar bald, welche von ihnen in jedem Falle gebraucht werden müste.

Kamen Fälle vor, wo es zweifelhaft war, welche Endung gesetzt werden müste, so nahm man eine, die sich ohngefähr schickte, an, diese wurde durch die Gewohnheit in ihrem Platze bestätiget, und so ward mit der Zeit ein Gesetz aus dem, was anfangs willkührlich gewesen war. Eben dieser Gebrauch, der in den Sprachen seine gröste Gewalt ausübt, führte auch nach und nach verschiedene besondere Arten zu reden, und die Worte zu verknüpfen, ein, die zuletzt zum Genie der Sprache wurden. Dieses Genie besteht nicht in den Worten selbst und ihren Bedeutungen, und Endungen, sondern in der Art sich auszudrucken, und die Worte zu verbinden. Weil diese Ausdrücke sich ursprünglich auf den Willen der Menschen gründen, so wurden in jeder Sprache ganz eigene und von andern Sprachen ganz verschiedene eingeführt. Daher hat jede Sprache ihr eigenthümliches Genie.

Die Regel, daß das Haupt- und Beywort in allen Stücken genau mit einander übereinkommen müssen, war in den ersten Zeiten, da man noch in kurzen und abgerissenen Sätzen und wenig redete, unbekannt. Denn wenn die Sätze nicht lang, und folglich wenig Haupt-

und Beywörter da sind: so kann man ohne Zweydeutigkeit leicht einsehen, welche von ihnen zusammengehören sollen. Je mehr sich die Sprache bereicherte, je mehr die Menschen anfiengen ordentlich zu denken, und je mehr sie ihre Bedürfnisse Sachen mit einander zu überlegen, geschickt anzuordnen, und klug auszuführen nöthigten, desto ausführlicher, länger und wortreicher wurden ihre Sätze. Daher häuften sich oft verschiedene Haupt- und Beywörter, daher entstanden Mißverständnisse und Dunkelheiten, denen man abzuhelfen suchen muste. Dieses konnte auf keine andere Art geschehen, als wenn man das Gesetz annahm, daß die Haupt- und Beywörter, welche zusammengehören sollen, in gleicher Zahl- und Fallendung, und in gleichem Geschlechte gesetzt werden müssen.

Als man noch wenig Hauptwörter hatte, die abgezogenen Begriffe noch nicht gebildet waren, und man sich noch nicht bemühete die Substanzen mit einander zu vergleichen, und die verschiedenen Arten ihres Verhältnisses nicht kannte, war auch die Regel überflüßig, daß wenn zwey Hauptwörter, die in Verbindung stehen sollen, zusammenkommen, als-

dann

dann das eine in der andern Fallendung stehen soll. Mit der Zeit aber fieng man an schärfer zu denken, die Substanzen zu vergleichen, und auf ihre Verbindung als Ursache und Wirkung, als ein Ganzes und seine Theile zu sehen. Um diese Verbindungen anzuzeigen, fand man für gut festzusetzen, daß jedesmahl, wenn mehrere Hauptwörter zusammen kommen, dasjenige, welches als eine Wirkung, als ein Theil des andern angesehen werden soll, in der andern Fallendung stehen muß.

In einer ausführlichen Rede ist nothwendig, daß mehrere Haupt- und Zeitwörter zusammenkommen. Aus ihrer Bedeutung allein läst sich nicht allemahl schließen, welche zusammen verbunden seyn sollen. Daher entsteht eine Verwirrung und Dunkelheit im Reden. Die Menschen, die diese Dunkelheit sahen, suchten sie zu heben. Das beste Mittel dazu war, einem jeden Zeitworte eine gewisse Fallendung des Hauptwortes zuzueignen. Damit aber nicht eine neue Verwirrung und Ungewißheit entstehen möchte, wenn ein jedes Zeitwort einen eigenen Fall des Hauptwortes regierte, und um die Sache zu erleichtern, ward eingeführt, daß die thätige Gattung die

vier-

vierte Fallendung, die leidende aber die sechste zur Begleitung haben sollte. Diese Regel konnte jedoch so allgemein nicht gemacht werden, daß nicht die Bedeutung der Zeitwörter, und andere neben eingerissene Gewohnheiten viele Ausnahmen hätten machen sollen. Daher kommt es, daß manche Activa in einer Sprache die vierte Fallendung regieren, die in einer andern eine andere Fallendung zu sich nehmen. Auch haben einige zwo Fallendungen, als, geben, welches nach Beschaffenheit der Umstände bald die vierte, bald die dritte erfordert.

Die übrigen besondern Regeln der Wortfügung wurden ebenfalls nach und nach hinzugesetzt, und die schon eingeführten verbessert, so wie es das Bedürfniß zu reden, und die Deutlichkeit erforderte. Und so ward die ganze Sprache mit allen ihren Theilen erfunden, verbessert, ordentlich eingerichtet, und vollkommen gemacht.

Beschluß.

Aber, wird man fragen: woher kommen denn die allgemeinen Ausdrücke? Die ersten Worte konnten nicht so allgemein seyn, als sie

es

es jetzt sind, weil die Begriffe es nicht waren. Die ersten Vorstellungen der Menschen waren sinnliche Empfindungen, so wie sie es noch jetzt bey den kleinen Kindern sind. Die darauf folgenden Begriffe von Substanzen waren Bilder derselben, die sich der Einbildungskraft eindruckten. Man kann daher diese Begriffe individuell nennen, weil sie von Individuis hergenommen waren, und weil sie Individua abbildeten, ob sie gleich den Individuis nicht in allen Stücken ähnlich waren. Man wird zugeben, daß der Begriff, den man mit einem eigenthümlichen Nahmen (nomine proprio) verknüpfet, individuell heißen muß, weil er nur ein einziges Individuum vorstellen soll, wenn er gleich dieses nicht vollkommen genau und richtig vorstellet. Der Einwurf also, den der Herr von Leibnitz macht a), daß die ersten Begriffe nicht hätten individuell seyn können, weil solche Begriffe nicht können gebildet werden,

a) *Leibnitz* Oeuv. philoſ. liv. 3. ch. 3. p. 247. Car (quelque paradoxe cela paroiſſe) il eſt impoſſible à nous d'avoir la connoiſſance des individus, et de trouver le moyen de determiner exactement l'individualité d'aucune choſe.

den, so scharfsinnig er auch an sich ist, so kann er doch nicht hindern, daß man die ersten Begriffe individuell nennen muß, weil hier von keiner vollkommenen Aehnlichkeit der Begriffe mit den Dingen, sondern von ihrer Bestimmung die Rede ist. Ein Mathematiker wird sich nicht hindern lassen, eine gewisse Figur einen Zirkel zu nennen, ob man ihm gleich beweisen kann, und er es auch selbst zugiebt, daß sie kein vollkommener Zirkel ist. Daher fällt auch die Folge weg, die der Herr von Leibnitz an dem angeführten Orte daraus zieht b), daß die Menschen die Begriffe durch Hinaufsteigung von den Gattungen zu den Geschlechtern allgemein gemacht haben.

Durch die Bemerkung der Aehnlichkeit der einzelnen Dinge erhielten die Vorstellungen schon etwas mehr Allgemeinheit, doch blieben sie immer noch gröstentheils individuell. In diesem Zeitpunkte wurden den Substanzen und andern Dingen Nahmen gegeben, die daher auch gröstentheils individuelle oder eigenthüm-

b) C'est plutot en montant des especes aux genres, que des individus aux especes.

thümliche Nahmen seyn musten. Je mehr die Menschen auf die um sie, und in ihnen vorgehenden Dinge, durch ihre Bedürfnisse angetrieben, acht gaben, desto mehr bemerkten sie auch ihre Aehnlichkeiten. Es war folglich natürlich, daß sie den Nahmen, den sie zuerst einem Individuo gegeben hatten, auch für die diesem ähnlichen Dinge behielten c). Die Ursachen, die überdem dieses nothwendig machten, sind oben in dem Hauptstücke von den allgemeinen Ausdrücken angeführt. Auf diese Art also wurde ein Nahme zugleich mit seinem ihm zugehörigen Begriffe nach und nach allgemein gemacht.

Eine andere Art, wie allgemeine Ausdrücke entstehen, ist diese: man hat verschiedene besondere Begriffe, man vergleicht sie, man entdeckt ihre Aehnlichkeit, diese nimmt man heraus, und giebt ihr einen Nahmen.

So wurden nach und nach mehr allgemeine Ausdrücke erfunden. Durch das Gefühl des ange=

c) *Hobbes* Leuiath. c. 4. Pluribus rebus nomen vniversale impositum vnicum est propter alicuius qualitatis, vel accidentis similitudinem.

angenehmen geleitet, besserten die Menschen ihre Sprache aus, und machten sie zierlich, und angenehm. Durch die Wißbegierde angefeuert breiteten sie ihre Kenntnisse aus, und erfanden Worte für einen großen Vorrath von Begriffen, und die Sprache ward reich. Durch den Wunsch andern ihre Kenntnisse richtig und genau mitzutheilen angetrieben, gaben sie der Sprache die Deutlichkeit. Und auf diese Art erhielt endlich die Sprache alle Eigenschaften einer guten und brauchbaren Sprache, ohne einen besondern göttlichen Einfluß, durch die natürlichen Kräfte des Menschen.

angenehmen geleitet, besserten die Menschen ihre Sprache aus, und machten sie zierlich, und angenehm. Durch die Wißbegierde angefeuert breiteten sie ihre Kenntnisse aus, und erfanden Worte für einen großen Vorrath von Begriffen, und die Sprache ward reich. Durch den Wunsch andern ihre Kenntnisse richtig und genau mitzutheilen angetrieben, gaben sie der Sprache die Deutlichkeit. Und auf diese Art erhielt endlich die Sprache alle Eigenschaften einer guten und brauchbaren Sprache, ohne einen besondern göttlichen Einfluß, durch die natürlichen Kräfte des Menschen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tiedemann, Dieterich,

Versuch einer Erklärung des Ursprunges der Sprache

Riga 1772

L.gen. 93 ka
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10583198-9
VD18 14739267